

# POLYLOGE

## Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“ (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,  
Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

### In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,  
Düsseldorf/Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Department für Psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems, Europäische  
Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,  
Düsseldorf/Hückeswagen

© *FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.*

**Ausgabe 20/2010**

## **Opferhilfe – unterwegs von der Information zur Therapie\*** Integrative soziotherapeutische Arbeit mit Jugendlichen

*Renate Ahrens\*\**

---

\* Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Düsseldorf, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: [EAG.FPI@t-online.de](mailto:EAG.FPI@t-online.de), Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>).

\*\* Renate Ahrens, Ahornstrasse 49, CH-4055 Basel

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>3</b>
<b>2</b>	<b>Die Opferhilfe</b>	<b>5</b>
2.1	Die Opferhilfe in der Schweiz	5
2.2	Die Opferhilfe-Beratungsstellen in Basel	5
2.3	Der Fachbereich triangel – Beratung für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche	6
<b>3</b>	<b>Die Klientel</b>	<b>8</b>
3.1	Das Zielpublikum von triangel	8
3.2	Die Jugendlichen	8
3.3	Soziale Netzwerke und social worlds	12
3.4	Die Bezugspersonen	14
<b>4</b>	<b>Aspekte der Integrativen Beratung und Therapie und der Soziotherapie</b>	<b>15</b>
<b>5</b>	<b>Die Beratungsarbeit mit Jugendlichen</b>	<b>20</b>
5.1	Der erste Kontakt: Begegnung als Beginn einer Beziehung	20
5.2	Übergänge – Stufen der Nähe	23
<b>6</b>	<b>Ein Opfer ist ein Opfer ist ein – Jugendlicher. Vier Prozessgeschichten</b>	<b>25</b>
6.1	Irina	25
6.2	Giacomo	29
6.3	Eliane	35
6.4	Franziska	39
<b>7</b>	<b>Abschliessende Überlegungen</b>	<b>45</b>
<b>8</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>47</b>
<b>9</b>	<b>Literatur</b>	<b>48</b>

## 1. Einleitung

Der Gedanke, einen Text über meine bereits mehr als elfjährige Beratungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen in der Opferhilfe zu schreiben, also über Kinder und Jugendliche, die in ihrer psychischen, physischen und/oder sexuellen Integrität verletzt wurden, beschäftigt mich schon seit geraumer Zeit.

Lange war es hauptsächlich die sexuelle Gewalt von Erwachsenen an Kindern und Jugendlichen, mit der wir Beraterinnen in der Opferhilfe Basel uns auseinandergesetzt haben. Jahrelanges Bemühen, durch Aufklärung und Information diese Form von Gewalt zu enttabuisieren, hat inzwischen dazu geführt, dass dieses Thema nicht mehr zu den „Stiefkindern“ im Kinderschutz gehört.

Aber die Fragen rund um Gewalt an Kindern und Jugendlichen verändern sich. In den letzten Jahren hatten wir immer mehr mit Gewalt *unter* Jugendlichen und auch *unter* Kindern zu tun. In den letzten Monaten tritt erneut die sexuelle Gewalt in den Vordergrund, die von Erwachsenen an Kindern begangen wird, und zwar verrückterweise in einem Bereich, der Kindern und Jugendlichen einen besonderen, allgemein als unantastbar geltenden Schutz suggeriert: in kirchlichen Einrichtungen.

Gleich geblieben ist, dass wir es immer mit verletzten jungen Menschen zu tun haben und dass in der Beratung immer wieder die Gefahr besteht, dass wir sie im Umgang mit ihren Verletzungen und ihrer Vulnerabilität erneut verletzen. *Die psychosoziale Beratung wird damit selbst zu einer eminent emotionalen Situation* (Petzold 1993, 1286).

Gleich geblieben ist auch, dass die erlittene Gewalt die jungen Menschen immer in einer äusserst schwierigen Lebensphase trifft, in der es darum geht, die eigene Identität auf- und auszubauen und sich von den Eltern zu lösen. Da die Eltern in dieser Zeit somit nicht mehr für alle Bereiche als Vertraute zur Verfügung stehen, sind sie bereit, uns Beraterinnen ins Vertrauen zu ziehen. Dementsprechend verstehen wir unsere Arbeit über den Opferhilfeauftrag hinaus als Entwicklungsbegleitung (Petzold 2009, 277). Eine Triage – z.B. in eine Psychotherapie – ist in diesen Situationen oft nur schwer oder gar nicht möglich. Hier bietet sich dann vor allem der *zweite Weg der Heilung und Förderung* an, Nach-Sozialisation und Nach-Beelterung, um die Jugendlichen auf ihrem schwierigen Weg der Identitätsfindung zu begleiten, sie entweder auf einen bereits beschrittenen Weg zurückzuführen oder aber ihnen zu ermöglichen, neue zu suchen und auszuprobieren. Dazu gilt es, sich in einem Ko-respondenzprozess ihren Lebenserfahrungen und -hoffnungen hermeneutisch anzunähern und sich, ausgehend von ihren konkreten Informationsbedürfnissen, in Richtung auf ihre Selbstentwicklung vorwärts zu tasten.

Immer wieder stossen wir dabei an unsere eigenen Grenzen, an die Grenzen der Angehörigen und der anderen Fachleute, die mit den Kindern und Jugendlichen arbeiten. Dies ist eine grosse Herausforderung für die Beratenden und erfordert Lebenserfahrung und eine fundierte Ausbildung (in meinem Falle zur Integrativen Soziotherapeutin).

Als ich mich zum ersten Mal um die in der Zeitung ausgeschriebene Stelle als Sozialarbeiterin im Triangel bewarb, war ich noch illegal in der Schweiz, hatte keine Aufenthaltsbewilligung. Die konnte ich nur bekommen, wenn ich einen Arbeitgeber fand, der eine Ausländerin einstellen wollte, oder wenn ich verheiratet wäre. Die Ablehnung meiner Bewerbung war somit vorprogrammiert. Die Stelle schien jedoch für mich wie geschaffen: Eine Beratungsstelle für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche sollte neu geschaffen werden; mir war es auch in meinen Arbeits-

bereichen zuvor in Deutschland immer ein besonderes Anliegen gewesen, Kinder und Jugendliche, die Gewalt erlebt hatten (vor allem sexuelle Gewalt), zu schützen und auf ihrem Weg zu begleiten. Ein Jahr später wurde dieselbe Stelle erneut ausgeschrieben, und ich bewarb mich wieder. Diesmal waren meine Voraussetzungen sehr viel besser: Ich hatte meine Aufenthaltsbewilligung durch Heirat erworben. Ich wurde eingestellt und habe die Aufbauarbeit, die meine beiden Vorgängerinnen begonnen hatten, intensiv und mit viel Freude und Überzeugung fortgesetzt, zusammen mit einer ebenfalls neu verpflichteten Kollegin.

Der Aufbau der Beratungsstelle erforderte ein immenses Mass an Engagement, galt es doch, auf das Leid sexuell ausgebeuteter Kinder aufmerksam zu machen und sie aus ihrem Schattendasein herauszuholen, ohne sie jedoch erneut zu missbrauchen. Das Thema des sexuellen Missbrauchs war daran, sich auch in der Schweiz Raum zu schaffen.

Bald wurde deutlich, dass die Opferhilfearbeit mit Kindern und Jugendlichen nicht in jeder Hinsicht vergleichbar ist mit der Arbeit mit Erwachsenen, auch wenn sie im Opferhilfegesetz nicht eigens erwähnt wird. Da der Triangel die kleinste und jüngste Opferhilfe-Beratungsstelle war, mussten wir zunächst „beweisen“, dass es unsere Arbeit überhaupt braucht, bevor wir Veränderungs- und Verbesserungsvorschläge einbringen und durchsetzen konnten.

Meine Ausbildung zur Integrativen Soziotherapeutin war für mich enorm hilfreich. Das Gelernte und Erprobte gab mir den unbedingt erforderlichen Rahmen und Hintergrund für die Beratungsarbeit mit dieser speziellen Klientel. Besonders wichtig und immer wieder auf die Probe gestellt war dabei meine Fähigkeit, mich professionell abzugrenzen von den oft dramatischen Erlebnissen der jungen Menschen und ihrer Angehörigen.

Ich umreisse im Folgenden kurz die Opferhilfe in der Schweiz im Allgemeinen, das Opferhilfegesetz mit seinen Möglichkeiten und Grenzen und die Opferhilfe-Beratungsstellen in den Kantonen Basel-Stadt und Baselland sowie den *Fachbereich triangel – Beratung für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche* im Besonderen. Dann skizziere ich die Elemente der Integrativen Therapie, die für meine Arbeit von besonderer Bedeutung sind. Der Schwerpunkt meines Textes liegt jedoch bei meinen Klientinnen und Klienten, den Jugendlichen. Dies ist ein Erfahrungsbericht „von der Information zur Therapie“, und deshalb schildere ich den konkreten Ablauf der Beratung vom ersten Kontakt über die Begegnung bis hin zur Beziehung. Anhand von vier Prozessgeschichten<sup>1</sup> beschreibe und interpretiere ich diesen Prozess ausführlich. Zum Schluss untersuche ich, wie sich mein Arbeiten durch die intensive Auseinandersetzung mit seinem Inhalt und seinen Rahmenbedingungen verändert hat, und entwerfe meine Vision einer spezialisierten Fachstelle.

---

<sup>1</sup> Alle Personendaten in dieser Arbeit sind anonymisiert.

## **2. Die Opferhilfe**

### **2.1 Die Opferhilfe in der Schweiz**

In verschiedenen europäischen Staaten wurden in den letzten Jahrzehnten Opferhilfegesetze eingeführt. Es besteht insbesondere ein Europäisches Übereinkommen über die Entschädigung für Opfer von Gewalttaten.

In der Schweiz war es die Konsumentenschutz-Zeitschrift „Der Beobachter“, die anfangs der Achtzigerjahre eine Initiative für ein Opferentschädigungsgesetz eingereicht hat. 1984 sagten 84% der Stimmenden Ja zum neuen Verfassungsartikel. Das 1991 von den eidgenössischen Räten verabschiedete „Bundesgesetz über die Hilfe an Opfer von Straftaten (Opferhilfegesetz, OHG)“ trat am 1.1.1993 in Kraft. Das Gesetz wurde inzwischen mehrfach revidiert, zuletzt am 1.1.2009.

Die einzelnen Kantone wurden dazu verpflichtet, Beratungsstellen einzurichten. Die kleineren Kantone haben diesen Auftrag zum Teil gemeinsam umgesetzt. Nur die grossen Kantone haben ihr Beratungsangebot auf bestimmte Opfergruppen ausgerichtet. So gab es in Zürich z.B. neben spezialisierten Beratungsstellen für Frauen und Kinder die erste Opferberatungsstelle in der Schweiz für Männer und männliche Jugendliche, die von sexueller Gewalt betroffen sind.

Die Opferhilfe bietet den Opfern von Gewalt nicht nur unentgeltliche Beratung an, sie leistet auch finanzielle Unterstützung, aufgeteilt in Soforthilfe und längerfristige Hilfe. Die Soforthilfe ist einkommensunabhängig, für die längerfristige Hilfe dagegen wird das Einkommen der ganzen Familie berücksichtigt. Finanzielle Leistungen werden z.B. für anwaltliche Unterstützung, psychotherapeutische Behandlung, Haushaltshilfe oder Notunterbringung gewährt. Personen, die in der Schweiz wohnhaft sind und hier Opfer werden, steht zudem Entschädigung und Genugtuung (Schmerzensgeld) zu. Die Entschädigung bezieht sich auf die wegen der Straftat tatsächlich entstandenen Kosten, die noch nicht von der Beratungsstelle übernommen wurden; sie ist einkommensabhängig. Die Bemessung der Genugtuung richtet sich nach den Auswirkungen einer Straftat. Sowohl Entschädigung als auch Genugtuung werden im Strafverfahren beantragt und müssen nach einer Verurteilung vom Schädiger übernommen werden. Ist es jedoch nicht möglich, von diesem das Geld einzutreiben, oder findet gar kein Strafverfahren statt, so ist der Kanton verpflichtet, Entschädigung und Genugtuung zu zahlen, wenn das Opfer nach einer genauen Prüfung Anspruch darauf hat.

Ein weiterer Artikel im OHG regelt die besonderen Rechte des Opfers im Strafverfahren.

Lange war das OHG lediglich auf erwachsene Personen ausgerichtet, die zum Opfer geworden sind. Erst seit dem 1.4.2004 werden auch Kinder als Opfer erwähnt und ihnen besondere Rechte eingeräumt, z.B. dass ein Kind im Strafverfahren nicht mehr als zweimal befragt werden darf oder dass es Anspruch darauf hat, von einer Person des gleichen Geschlechts befragt zu werden.

### **2.2 Die Opferhilfe-Beratungsstellen in Basel**

Bis zum 1.1.2007 gab es in Basel drei Vereine, die den Opferhilauftrag der beiden Halbkantone Basel-Stadt und Baselland innehatten: Die BO (Beratungsstelle für Opfer von Straftaten, allgemeine OH-Stelle), das Notteléfono (Frauenberatung gegen

Gewalt) und Triangel (Beratung für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche). Von den drei Stellen ist Triangel als letzte dazugekommen.

Die drei Stellen haben eine sehr unterschiedliche Geschichte: Das Nottelefon und der Triangel sind aus der Frauenbewegung entstanden, während die BO ursprünglich zum Weissen Ring (einer 1984 ins Leben gerufenen privaten nationalen Hilfsorganisation für Kriminalitätsoffer und ihre Familien) gehörte. Die beiden spezialisierten Beratungsstellen Nottelefon und Triangel wurden von Anfang an nur teilweise von den Kantonen subventioniert, die BO hingegen vollständig. Als vor ca. 5 oder 6 Jahren die Kantone nicht mehr jährlich über eine Subventionserhöhung eines der drei Vereine befinden wollten, verlangten sie eine Evaluation der Arbeit der drei Stellen. Diese Evaluation ergab, dass die drei Vereine fusionieren sollten und es in Zukunft nur noch eine Opferhilfe beider Basel geben sollte. Der erste Schritt erfolgte im Jahr 2004 damit, dass alle drei Stellen plus Frauenhausberatungsstelle, die ergänzende Arbeit zum Nottelefon leistete, unter ein Dach zogen. Der zweite Schritt war im Jahr 2006, dass die vier Vereine fusionierten und die Frauenhausberatungsstelle aufgelöst wurde, die Stellen aber noch unabhängig voneinander und unter ihrem Namen funktionierten. Der letzte Schritt erfolgte am 1.1.2007, als es nur noch einen Verein mit einem Namen und vier Fachbereichen gab: Die BO blieb bo – Beratung für Opfer von Straftaten, das Nottelefon und die Frauenhausberatungsstelle wurden zu limit – Frauenberatung gegen Gewalt, der Triangel blieb triangel – Beratung für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche, und als vierter Fachbereich kam männer plus – Beratung für gewaltbetroffene Männer und Jungen, dazu.

Das alles verlief nicht reibungslos. Von dem Moment an, in dem die Vereine zu fusionieren begannen und sich die FHB (Frauenhausberatungsstelle) auflöste, wurden Verunsicherung, Angst vor Verlust von Gewohntem und von Eigenständigkeit, Konkurrenz untereinander, Machtansprüche, Neid, Missgunst und Trauer offenkundig. Der neue Vorstand, der sich aus Mitgliedern aller Vereine zusammensetzte, war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und auch sonst nicht in der Lage, diese Situation adäquat aufzufangen. Verschiedene Modelle der Geschäftsführung wurden ausprobiert, Supervision für alle Mitarbeitenden und für das Leitungsgremium installiert. Schliesslich haben vier Mitarbeiterinnen die Opferhilfe verlassen, und die Leitung reduzierte sich auf eine Geschäftsführerin. Der Vorstand ist geschrumpft, und neue Vorstandsmitglieder sind hinzugekommen. Dies ist der derzeitige Stand der Opferhilfe beider Basel.

### **2.3 Opferhilfe beider Basel, Fachbereich triangel – Beratung für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche**

Am 1.9.1997 konnte die Beratungsstelle für Kinder und Jugendliche ihre Arbeit aufnehmen, zunächst mit zwei Frauen mit je 45 Stellenprozent. Vorangegangen war eine lange Lobbyarbeit für die Rechte und die Anerkennung der kindlichen Opfer von Straftaten, vor allem von sexueller Gewalt, getragen von einer Gruppe innerhalb der Frauenbewegung. Schliesslich gründete diese den Verein Triangel zum Schutz sexuell ausgebeuteter Kinder und Jugendlicher. Der Verein erhielt den Auftrag, eine Beratungsstelle ausschliesslich für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche zu eröffnen.

Nach einem Jahr kündigten die beiden ersten Mitarbeiterinnen aufgrund von unüberwindlichen Meinungsverschiedenheiten mit den Vorstandsfrauen. Zwei neue Mitarbeiterinnen wurden gesucht und gefunden, eine davon war ich. Ein Grossteil unserer (immer noch) Pionierarbeit bestand darin, Vernetzungspartner im Sozialen

Basel zu finden. Wir stiessen dabei vielerorts auf Skepsis und Misstrauen, vor allem bei den grossen etablierten Institutionen und im Bereich Strafverfolgung. Das Thema „Sexuelle Gewalt an Kindern“ war noch immer mehrheitlich tabu, und Kinder wurden ja im Opferhilfegesetz noch nicht einmal erwähnt. Fast gleichzeitig mit meinem Start in der Opferhilfe ereignete sich in Basel ein kleines „Erdbeben“ in dieser Hinsicht. Eine Gruppe, bestehend vorwiegend aus Müttern, hatte sich zusammengeschlossen und war mit einer Beschwerde an das Gesundheitsdepartement herangetreten. Sie bemängelten die Gutachtens- und Abklärungstätigkeit der Kinderpsychiatrie im Zusammenhang mit dem Verdacht auf sexuelle Ausbeutung von Kindern im familiären Umfeld. Nach einer Grossveranstaltung und Podiumsdiskussion mit allen massgeblichen Vertretern für diesen Bereich wurde der „Arbeitskreis Kinderschutz“ ins Leben gerufen, an dem nach anfänglicher Ablehnung und grosser Skepsis auch Triangel teilnehmen konnte.

Die Leitungspersonen aller einschlägigen Institutionen und privaten Beratungsstellen setzten sich regelmässig zusammen und versuchten, ein einheitliches Vorgehen bei Verdacht auf sexuelle Ausbeutung von Kindern zu finden und festzulegen. Zunächst wurden alle Mitglieder (es waren zu dem Zeitpunkt neun) zu Anlaufstellen ernannt, und es wurde versucht, die Unterschiede zwischen den einzelnen Anlaufstellen zu benennen. Das alles war eine äusserst anspruchsvolle und zum Teil auch aufreibende Arbeit. Die neu entstandene Kinderschutzgruppe und das regelmässige Treffen von VertreterInnen der Anlaufstellen wurden inzwischen wieder abgeschafft. Geblieben sind eine viermal jährlich zusammenkommende Kommission des Netzwerkes Kinderschutz und die STEB (standardisierte Erstbefragung im zivilrechtlichen Rahmen). Die STEB wird durch speziell für die Befragung von Kindern und Jugendlichen ausgebildete PsychologInnen und SozialpädagogInnen durchgeführt. Sie ermöglicht es, bei einem Verdacht auf Gewalt an Kindern und Jugendlichen im nicht strafrechtlichen Rahmen das Kind oder den Jugendlichen zu befragen oder aber deren Aussagen zu dokumentieren. Wird anschliessend doch ein Strafverfahren eingeleitet, dient die auf Video aufgenommene Befragung als Erstbefragung. Häufig zeigt sich jedoch bei einer STEB, dass das Kind nicht bereit und/oder in der Lage ist, eine fundierte Aussage zu machen, wie sie für die Durchführung eines Strafverfahrens unbedingt erforderlich ist.

Zu den Aufgaben der triangel-MitarbeiterInnen gehören:

- Aufklärung über die Rechte im Strafverfahren für die Opfer und ihre Angehörigen
- Information über ihre Rechte gemäss OHG
- Vorbereitung auf und Begleitung zu Befragungen im zivil- und strafrechtlichen Rahmen
- Begleitung zu Behörden
- Triage zu andern Fachstellen oder Fachleuten (z.B. RechtsanwältInnen, PsychotherapeutInnen)
- Beratung von Fachleuten
- Beratung von Angehörigen
- Finanzielle Leistungen gemäss OHG für Soforthilfe und längerfristige Hilfe

Die MitarbeiterInnen stehen unter Schweigepflicht, die Beratungen sind kostenlos.

### 3. Die Klientel

#### 3.1 Das Zielpublikum von triangel

Die Bezeichnung des Fachbereichs triangel („Beratung für gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche“) gibt bereits Auskunft über die Zielgruppe unserer Beratungstätigkeit.

Aber: *Niemand ist eine Insel* (Simmel 1975). Da Kinder und Jugendliche immer in einem sozialen Kontext leben, sei es eine Familie oder ein Heim, und immer in Ausbildung sind, in der Schule oder der Lehre, und ausserdem oft nicht selbst von uns beraten werden wollen oder können, beraten wir auch oder manchmal sogar ausschliesslich ihre Angehörigen oder BetreuerInnen. Des Weiteren gehören Fachpersonen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, zu unserer Klientel. Sie wenden sich an uns, wenn sie den Verdacht haben, dass ein Kind oder ein Jugendlicher Gewalt erlebt. Schliesslich werden wir auch von unseren PartnerInnen im Netzwerk Kinderschutz angefragt, wenn sie Rat in unserem Spezialgebiet, der sexuellen Gewalt, brauchen.

Jugendliche kommen manchmal von sich aus zu uns, oft über längere Zeit; Kinder beraten wir nur in Ausnahmefällen, weil sich bei einem Verdacht auf sexuelle Ausbeutung eines Kindes, z.B. durch den von der Familie getrennt lebenden Vater oder einen Angehörigen der Familie, meistens die Mutter an uns wendet. In diesem Stadium der Beratung ist es überhaupt noch nicht klar, ob ein Strafverfahren eingeleitet wird oder nicht. Da es bei sexueller Ausbeutung in der Regel keinerlei Beweise gibt, zählt vor allem die Aussage des Kindes als Indiz. Weil Kinder jedoch leicht beeinflussbar sind und gemäss Opferhilfegesetz auch nicht mehr als zweimal befragt werden dürfen, verzichten wir auf ein Gespräch mit dem betroffenen Kind.

Auch bei anderen Formen von Gewalt ist es oft sinnvoller, mit der Bezugsperson zu arbeiten als mit dem Kind.

#### 3.2 Die Jugendlichen

Die Integrative Therapie (IT) geht davon aus, dass Entwicklung das ganze Leben lang geschieht, also *Entwicklung in der Lebensspanne* ist. Danach *vollzieht sich die Ausbildung der Persönlichkeit mit „Selbst, Ich, Identität“ durch das Zusammenspiel von Genexpressionen in sensiblen Phasen und Umweltantworten. Dabei entsteht mit wachsender cerebraler Reifung durch das Selbsterleben in der Interaktion mit Anderen das Selbstgefühl (emotional-limbisch), das Selbsterkennen (kognitiv-präfrontal) und damit ein komplexes, metakognitives und metaemotionales Wissen über sich Selbst (theory of my mind) und ein Wissen über Andere (theory of mind) – ein Prozess, der sich lebenslang fortschreibt.* (Petzold 2009, 283)

Auch ist *Entwicklung Veränderung in der Zeit* (Rahm et al. 1993, 183). Hierbei spricht die IT von drei Zeitdimensionen: der Lebenszeit, der sozialen Zeit und der historischen Zeit. Die Lebenszeit ist die biologische Dauer des Lebens und meint die Entwicklung, das Älterwerden bis hin zum Sterben. Die soziale Zeit meint die Rollenerwartungen, die Normen und Werte, die von seiner sozialen Umwelt an den heranwachsenden Menschen herangetragen werden. Die historische Zeit meint die Zeit und die Kultur, in der ein Mensch aufwächst.



Alle drei Zeitdimensionen tragen dazu bei, dass die Pubeszenz, also das Alter, in dem unsere Klientinnen und Klienten stehen, eine dieser sensiblen Phasen ist, von denen Petzold spricht. Jugendliche, die nach einer Gewalterfahrung bei uns Rat suchen, sind oft zutiefst verunsichert. Diese Verunsicherung rührt nicht bloss von der aktuell traumatisierenden Situation her, sondern verweist auf eine absolut altersentsprechende Labilität - die Jugendlichen sind nicht nur vom konkreten Ereignis überfordert, sondern anhand dieses Ereignisses wird sichtbar, wie überfordert sie vom Lauf ihres Lebens sind, müssen sie doch in dieser Lebensphase eine Vielzahl von Entwicklungsaufgaben bewältigen (*Rahm et al.* 1993, 245f):

1. Akzeptieren der eigenen körperlichen Erscheinung (...)
2. Erwerb der männlichen bzw. weiblichen Rolle
3. Erwerb neuer, reiferer Beziehungen zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts
4. Gewinnung emotionaler Unabhängigkeit von den Eltern und anderen Erwachsenen
5. Vorbereitung auf die berufliche Karriere
6. Vorbereitung auf Heirat und Familienleben
7. Gewinnung eines sozial verantwortungsvollen Verhaltens
8. Aufbau eines Wertesystems (...) als Richtschnur für eigenes Verhalten
9. Über sich selbst im Bilde sein
10. Aufnahme intimer Beziehungen zum Partner
11. Entwicklung einer Zukunftsperspektive

Diese, wenn auch bejahrte Aufzählung von Entwicklungsaufgaben hat meines Erachtens nichts von ihrer Bedeutung verloren. Auch *Seiffge-Krenke* (2009) hat erst vor kurzem anhand von eigenen Studien nachgewiesen, dass viele der „alten Theorien“ auch heute noch stimmig und auf die Entwicklung unserer Jugendlichen anwendbar sind. Entscheidend ist, dass man eine longitudinale Perspektive (*Petzold* 2009, 281) einnimmt, d.h. jedes in einem bestimmten Zeitpunkt auftretende Element der inneren und äusseren Welt der Jugendlichen in seiner Funktion und Gewordenheit zu verstehen und zu würdigen sucht.

Das ist gar nicht so einfach. Es wäre bequemer, sich auf einmal Gelerntes zu verlassen und alle Situationen, denen man neu begegnet, nach diesen verinnerlichten Schemata zu interpretieren. Aber genau so würde man die Jugendlichen verfehlen, ihnen nicht gerecht werden. Sie *gehen ihre Wege, und wir müssen dafür Sorge tragen, dass wir immer wieder auch mit ihnen gehen, mit ihnen unterwegs sind* (*ebd.*, 279) – auch wenn das bedeutet, dass wir unsere eigene, oft ja mühsam genug erarbeitete Sicherheit selber immer wieder infrage stellen, realistischer wohl: von den Jugendlichen, von jedem einzelnen Jugendlichen infrage stellen *lassen*.

Dies betrifft allerdings nicht nur unsere inneren emotionalen und kognitiven Konzepte i.S.v. Lebenserfahrungen, unsere *theories of mind*, sondern auch unsere theoretischen Positionen. Keine einzelne Theorie kann für sich in Anspruch nehmen, die Welt erfassen zu können; kein einzelner Theoretiker kann uns Denk- und Handwerkszeug zur Verfügung stellen, mit dem wir jeden Jugendlichen und seine *social world* „sehen“ können. *Nur in einer multitheoretischen Sicht kann man der komplexen Wirklichkeit, in der sich Kinder und Jugendliche und ihre Familien bzw. Netzwerke und Konvois in Entwicklungsprozessen befinden, hinlänglich gerecht werden* (*ebd.*, 278), und manchmal braucht es den Mut, auch widersprüchliche Konzepte zusammen zu denken, sie nicht auf eins zu reduzieren.

Gerade damit nähern wir uns innerlich sozusagen solidarisch der Realität der Jugendlichen an, die ja *in ihren Lebenssituationen des Übergangs und Umbruchs* (ebd., 279) selber weitaus weniger unerschütterliche Wahrheit als korrigierende, stabilisierende Lebensbasis zu Verfügung haben als frühere Generationen. *Ihre Prozesse der Veränderung* (sind) *heute besonders schwierig geworden, weil hyperflexible, selbst in rapiden Wandlungsprozessen stehende Gesellschaften der Spätmoderne (...) für sie wenig an strukturellen Sicherheiten bieten* (ebd., 279).

Im Leben der Jugendlichen, die zu uns kommen, ist vieles schon gelaufen – in mancherlei Hinsicht sind sie aufgrund von zig Tausenden von Einflüssen und Erfahrungen biopsychosozial geformt. Und leider ist es nicht immer so, wie *Petzold 1969* schrieb: *Kinder kommen als Persönlichkeiten in statu nascendi auf die Welt. Zu Persönlichkeiten wachsen sie heran in einem Netz emotionaler Nahraumbeziehungen, die von Liebe, Achtsamkeit, Aufrichtigkeit und Auseinandersetzungsbereitschaft gekennzeichnet sind* (zitiert nach *Petzold 2009*, 281). Stattdessen sind viele Entwicklungsgeschichten geprägt von *Ketten widriger Ereignisse* und von Mangel, oft geradezu von *prolongierter Mangelerfahrung* (*Heinermann et al. 1998*, zitiert nach *Petzold / Müller 2004*, 188) und viele Jugendliche mussten enorm viel Coping- und Creating-Arbeit leisten und waren auf ein Mindestmass an externalen Ressourcen und protektiven Prozessen angewiesen, um sich trotzdem gut entwickeln zu können. Davon können viele Fachleute und Institutionen ein trauriges oder empörtes Lied singen, und auch in meinen Prozessgeschichten (im Kapitel 6) werden viele verpasste Chancen sichtbar – und viele Korrekturbeiträge. *Der Jugendzeit kommt ... eine wichtige Weichenfunktion zu. Sie bietet Chancen zu einer Umorientierung und verlangt deshalb besondere Aufmerksamkeit ...* (*Petzold 2009*, 280). Viel auf den ersten Blick „schwieriges“, deviantes Verhalten Jugendlicher, das einen leicht dazu bringen kann, sie zu pathologisieren, entpuppt sich als *durchaus sinnvolles, funktionales Verhalten, das subjektiv als richtig und stimmig erlebt wird*, longitudinal gesehen einer Korrektur dient und deshalb nicht aufgegeben werden kann (ebd., 295).

Die IT geht im Ganzen davon aus, dass der Mensch sich in der Welt, in der er lebt, immer im bestmöglichen Sinne entwickelt, das Beste aus dem macht, was er vorfindet. Er ist der, der er ist, nicht eine normative Fiktion, und versucht mit seiner Realität zurechtzukommen. *„Der Mensch – Mann und Frau – wird im Integrativen Ansatz als Körper-Seele-Geist-Wesen gesehen, d.h. als Leib, als Leibsubjekt, das eingebettet ist im ökologischen und sozialen Kontext/Kontinuum der Lebenswelt, in der es mit seinen Mitmenschen seine Hominität verwirklicht. Mensch wird man als Mitmensch* (ebd., 281). *Petzold* bezeichnet *Hominität* als *die Menschennatur auf der individuellen und kollektiven Ebene in ihrer biopsychosozialen Verfasstheit und ihrer ökologischen, aber auch kulturellen Eingebundenheit* (ebd., 281). In der Persönlichkeit des Menschen liegen seine Potentiale zur devolutionären Destruktivität/Inhumanität und zu seiner sich permanent evolvierenden Dignität/Humanität (ebd., 282). Das Hominitätskonzept sieht den Menschen als Natur- und Kulturwesen in permanenter Entwicklung durch Selbstüberschreitung, so dass Hominität eine Aufgabe ist und bleibt, eine permanente Realisierung mit offenem Ende – ein WEG, der nur über die Kultivierung und Durchsetzung von Humanität führen kann“ (ebd., 282). Dazu bedarf er aber, gerade in Mangel- und Hyperstress-Situationen (also unter nicht bewältigbaren Ausseneinflüssen {*Petzold / Müller 2004*, 189}), der Unterstützung durch Behandlungsprozesse in *Soziotopen* und an *safe places* (ebd., 185).

Generell kann man sagen, dass die Jugendlichen auf der Suche nach immer neuen Formen des Umgangs mit inneren Spannungen und äusseren Konflikten sind. Im Verlauf dieser inneren Arbeit gewinnt die Peergroup immer mehr an Bedeutung, die emotionale Abhängigkeit von den Eltern wird kleiner. Dies führt oft zu heftigen

Auseinandersetzungen mit den Eltern. Dass diese Auseinandersetzungen in erster Linie die Mütter betreffen, liegt zum einen daran, dass Kinder und Jugendliche häufiger von den Müttern erzogen werden, da die Väter entweder arbeitsmässig abwesend sind oder aber nicht mehr mit Frau und Kindern zusammen wohnen; zum anderen wohl auch daran, dass die Bindung an die Mutter meist stärker ist als jene an den Vater und deshalb die Loslösung von ihr umso notwendiger und schwieriger ist und oft auch gewaltsamer vollzogen werden muss. Die Mütter geraten dann meist selbst in eine Krise. Sie sind, wenn sie alleinerziehend oder die Väter eher abwesend sind, meist überfordert: Sie stehen in der Mitte ihres Lebens, haben es sich oft mit Mühe aufgeteilt in Beruf und Familie, müssen sich mit ihren eigenen älter werdenden Eltern befassen, stehen mitten in der Trennung von einem Lebenspartner oder haben diese bereits vollzogen, oder aber das Gewalterlebnis ihres heranwachsenden Kindes löst bei ihnen Erinnerungen an eigene Gewalterlebnisse (z.B. sexuelle Übergriffe in der Kindheit oder Pubertät) aus und damit Schuldgefühle ihrem Kind gegenüber, es nicht gut genug beschützt zu haben. Die Jugendlichen spüren, was ihre Unabhängigkeitswünsche und -bestrebungen und auch die eigene erlebte Gewalt bei ihren Müttern auslösen, entwickeln Schuldgefühle ihnen gegenüber und übernehmen sehr häufig die Verantwortung für das Leid, das sie ihnen ihrer Ansicht nach zugefügt haben. Oft entsteht ein Rollentausch, sie werden quasi zu Elternfiguren ihrer Eltern (Parentifizierung). Die Mütter wissen das, geniessen es zum Teil – manche erzählen stolz, wie gut sie mit ihrem heranwachsenden Kind über ihre eigenen Probleme sprechen können – und schaffen es, auch wenn sie diese Rollenumkehrung sehen, nicht, daraus auszusteigen. Für die Jugendlichen ist das Übernehmen der Verantwortung *auch* ein Gewinn, aber natürlich nicht nur – sie sind vor allem völlig überfordert.

Ich erlebe es immer wieder, dass diese Jugendlichen Suizidgedanken haben, sich selbst verletzen, permanent die Schule schwänzen und schliesslich fremdplatziert werden. Diese verschiedenen Formen der Selbstgefährdung kann man als Hilferuf oder Protestschrei verstehen, als Hinweis auf ihre Überforderung in einer doppelt schwierigen Situation. Man kann sie aber auch als Versuch lesen, mit den Mitteln der (u.a. körperlichen) Gewalt gegen sich selbst eine emotionale Trennung von den Eltern zu erzwingen, die sie anders nicht bewerkstelligen und von der sie glauben, dass ihre Eltern sie nicht zulassen oder ertragen.

Die elfjährige Andrea sagt mir in der Einzelberatung, dass für sie die erlebte Gewalt gar nicht wirklich das Problem sei (es geht um einen sexuellen Übergriff durch einen nur wenig älteren Jungen), vielmehr mache sie sich schwere Vorwürfe, weil es wegen dieses Erlebnisses ihrer Mutter nun so schlecht gehe. Sie vertraut mir an, sie denke darüber nach, sich mit einem Messer umzubringen. In ihrer Vorstellung ist Loslösung nur mit dem Messer möglich.

Etwa ab dem 13. Lebensjahr steht für die Heranwachsenden die Aufnahme intimer Beziehungen zum anderen Geschlecht immer mehr im Vordergrund. Diese Neugier und der (im Sinne der evolutionsbiologischen Programme natürliche) immer drängendere Wunsch nach gelebter Sexualität sind für jene Jugendlichen besonders gefährlich, die im Verlauf ihrer Entwicklung keine guten Erfahrungen mit Grenzsetzung, Abgrenzung und Ko-respondenz gemacht und nicht genügend *funktionsfähige soziale Netzwerke/Konvois mit einem reichen Beziehungs- und Bindungsangebot* erlebt haben (Petzold 2009, 282).

Sie spüren oft nicht oder erst viel zu spät, wo ihre eigenen Grenzen (als Opfer) oder wo (vom Täter her gesehen) die Grenzen des Anderen sind. Auch spielt es eine Rolle, vor allem bei sexuellen Übergriffen, dass die Jugendliche auf der Suche ist

nach Kontakt, nicht in erster Linie nach sexuellem Kontakt. *Kontakt hat etwas mit leiblicher Nähe, Berührung und Abgrenzung zu tun und ... ist die Grundlage von Korrespondenz (Rahm et al. 1993, 164f)* Dies erklärt auch, warum viele sexuelle Übergriffe innerhalb der Peergroup stattfinden: In diesen Gruppen haben oft mehrere oder alle Jugendlichen gleiche oder ähnliche Entwicklungs-Voraussetzungen und -Defizite in ihren Familien gehabt.

Dies alles hat Konsequenzen für unsere Beratungsarbeit: Für viele Jugendliche ist es in einer Zeit, da Abgrenzung, Rückzug oder Provokation die einzig mögliche Lebensform zu sein scheint, schwierig, sich überhaupt einer neuen erwachsenen Bezugsperson anzuvertrauen, sind sie doch gerade erst daran, sich von den wichtigen Personen ihrer Kindheit zu distanzieren. In Gesprächen über die erlittene Gewalt und das, was dahinter steht, einzusteigen, verlangt von uns Beraterinnen wie auch von den Jugendlichen ein immenses Mass an Geduld, Vertrauen, Bereitschaft zu immer neuem Suchen und Übersetzen. Paradoxerweise birgt dieses Sich-Öffnen aber gerade dann, wenn es gelingt, das grösste Risiko für die innere Balance der Jugendlichen: Indem es in Frage stellt, ob die pubertäre Autarkie wirklich der einzige Weg zur Autonomie ist, macht es all die kindlichen Geborgenheitswünsche wieder spürbar, die die jungen Frauen doch eben erst zu verdrängen begonnen haben. Viele Jugendliche (und auch Erwachsene) erleben Beratungssituationen als Verführung und lehnen sie deshalb ab. Je labiler das innere Gleichgewicht einer Jugendlichen ist, desto „stacheliger“ wird sie sich in der Beratung geben; oder andersherum: Je mehr sie Unterstützung dafür brauchen würde, sich mit ihren inneren und äusseren Konflikten zu beschäftigen, desto weniger wird sie sie annehmen.

### **3.3. Soziale Netzwerke und social worlds**

*Therapeutische Arbeit findet immer in konkreten Kontexten statt: dem Beziehungsnetz der Familie, das auch in der Einzelbehandlung als Hintergrund präsent ist, dem Lebenszusammenhang des Kindes, dem Setting der Behandlung (Klinik, Heim oder Praxis) und dem Lebenszusammenhang des Therapeuten. Die verschiedenen Lebenswelten und der gesamtgesellschaftliche Zusammenhang müssen im therapeutischen Prozess berücksichtigt und genutzt werden (Petzold 1993, 1090).*

Unsere jungen Klientinnen und Klienten kommen aus sehr unterschiedlichen Lebenswelten. Viele der gewaltbetroffenen Mädchen leben in zerrütteten Familienverhältnissen, einige sind bereits fremdplatziert. Doch ist dies nicht die Regel. Wir erleben immer wieder Jugendliche, die in sehr gebildeten Elternhäusern aufgewachsen sind und die in der Schule Gewalt erleben, weil sie „anders“ sind, in anderen Lebenswelten leben, als ihre MitschülerInnen. Sie werden ausgegrenzt, ausgelacht, bedroht und schliesslich sogar geschlagen.

Eine unserer schwierigsten KlientInnengruppen sind die MigrantInnen. Sie leben oft in extrem unterschiedlichen Netzwerken gleichzeitig: in der häufig strenggläubigen und äusserst restriktiven Familie, die zudem zu einem ganzen Familienclan gehört, in der Schule, in der sie völlig andere Normen und Werte vermittelt bekommen und durch ihre MitschülerInnen erleben, und in ihrer Peergroup, die vorwiegend aus MigrantInnen besteht. Diese meist weiblichen Jugendlichen müssen etwas absolut Unmögliches leisten: sich zwischen diesen Lebenswelten eine eigene Welt aufbauen, d.h. in mehreren Welten gleichzeitig zu Hause sein. Oft genug scheitern sie daran.

Für uns Beraterinnen ist es eine grosse Herausforderung, die Jugendlichen in ihren Lebenswelten abzuholen, ihre Lebensumstände zu verstehen. *Natürlich ist eine gewisse ‚Fremdheit des anderen‘ unvermeidlich, ja sogar wichtig, aber es muss der gemeinsame Boden der Lebenswelt noch tragfähig genug sein, es müssen doch noch genügend gemeinsame Interessen und Perspektiven vorhanden sein, um miteinander kommunizieren zu können* (ebd., 1091). Mit den jungen MigrantInnen geht es denn auch meistens nicht in erster Linie darum, das Gewaltproblem, weswegen sie zu uns gekommen sind, zu beheben, sondern vielmehr darum, sie in ihrer schwierigen Lebenssituation zu verstehen und sie darin ein Stück zu begleiten. Mit einigen dieser jungen Frauen haben sich längerfristige intermittierende (ebd., 1266) Beratungen ergeben. Das heisst, sie sind für eine gewisse Zeit gekommen, sind dann plötzlich weggeblieben und haben irgendwann wieder um einen Termin gebeten (siehe Prozessbeispiel Irina).

Unser Einsteigen in die Lebenswelt der Jugendlichen hat zwei sehr unterschiedliche Bedeutungen: eine sachliche und eine emotionale. Zum einen müssen wir Beraterinnen die Lebenswelt unserer jungen Klientel erforschen, um das Ausmass des Problems, weswegen sie kommen, begreifen zu können. Nur so ist es möglich, mit ihnen gemeinsam nach Auswegen und Entwicklungsperspektiven zu suchen. Zum andern können wir die Voraussetzungen für eine vertrauensvolle Beratungs-Atmosphäre nur schaffen, indem wir ihre und unsere unterschiedlichen Realitäten sehr ernst nehmen und uns ihnen zur Verfügung stellen.

Oft verlangt die Beratungsarbeit, dass wir mit Kolleginnen und Kollegen im Netzwerk Kinderschutz oder anderen staatlichen oder privaten Institutionen (z.B. interkulturellen Vermittlern oder Beratungsstellen) zusammenarbeiten, sei es aufgrund schon bestehender Kontakte oder indem wir neue Verbindungen suchen und knüpfen. So verändert sich die *professional social world* der Beraterinnen, manchmal kontinuierlich, manchmal eher plötzlich und unvermittelt: Nämlich dann, wenn wir uns aufgrund einer momentanen Notwendigkeit eigener Beschränkungen oder Vorurteile bewusst werden, auf die wir ohne die konkrete Situation nicht gestossen wären.

Während der inzwischen fast zweijährigen intermittierenden Beratung einer jungen Türkin wird immer wieder deutlich, wie alleingelassen, missachtet und zunehmend kontrolliert sie sich in der Familie fühlt nach einem sexuellen Übergriff durch einen Onkel. Immer wieder spricht sie davon, dass sie unmöglich in ihrer Familie bleiben kann. Ein Gespräch mit ihr und ihren Eltern hat an ihrer Situation nichts verändert. Ich habe sie zu einer Beratung in der für sie zuständigen Vormundschaftsbehörde begleitet, um gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Schliesslich habe ich, angeregt durch eine interne Weiterbildung über Probleme in der Beratung mit MigrantInnen, die Idee, eine interkulturelle Vermittlerin einschalten, und jetzt kommt das Gespräch in der Familie in Gang.

Die Arbeit ausschliesslich mit Opfern von Gewalt führt immer wieder zu einer sehr einseitigen Sichtweise. Die Zusammenarbeit mit den Strafvollzugsbehörden und unsere Teilnahme an Opferbefragungen ermöglichen es uns zum Glück, auch Einblick in eine andere Perspektive, nämlich die der Täter, zu bekommen. Oft wird uns während einer Befragung deutlich, wie sehr die Jugendliche auch selber etwas gewollt hat, mit andern Worten: dass sie selber etwas getan oder zugelassen hat, was dazu beitrug, sie in die Opferposition zu führen.

### 3.4 Die Bezugspersonen

Viele Mütter, die sich z.B. mit einem Verdacht auf sexuelle Ausbeutung ihres Kindes von uns beraten lassen, sind selber in ihrer sexuellen Integrität geschädigt und benötigen Unterstützung. Meistens wird dies bereits im ersten Gespräch sichtbar. In diesem Fall bitte ich die Jugendliche, im Nebenraum zu warten, und spreche mit der Mutter allein. In diesen Gesprächen wird dann regelmässig sehr deutlich, dass sie sich überfordert fühlt und dringend Hilfe braucht. Dadurch hat sie oft gar keinen Zugang zur *social world* ihrer Tochter, weiss nicht, was sie beschäftigt und wo sie steht. Oder aber sie glaubt genau zu wissen, wie ihre Tochter sich nach dem Übergriff fühlt und was sie braucht, und kann ihre eigene Geschichte nicht von der der Tochter unterscheiden. Da die Opferhilfe auch Hilfe für die Angehörigen einschliesst, kann ich dann immer eine Überweisung an eine Psychotherapeutin anbieten oder weitere Beratungsgespräche bei meiner Kollegin. Wenn deutlich wird, dass eigene Missbrauchserfahrungen der momentanen Überforderung zugrunde liegen, besteht auch die Möglichkeit der internen Vernetzung mit unserem Fachbereich für Frauen. Was ich jedoch immer deutlich mache, ist, dass ich selber keine weiteren Gespräche anbieten kann, da ich sonst in einen Interessenkonflikt käme und u. U. auch das vorsichtige Vertrauen der Tochter aufs Spiel setzen würde.

Auch Fachpersonen geraten oft in eine persönliche Krise, wenn sie sich entschlossen haben, einem Verdacht auf Gewalt an einem der ihnen anvertrauten Kinder oder Jugendlichen nachzugehen. Besonders gross ist die Gefährdung dann, wenn es sich um sexuelle Gewalt an einem Kind handelt. Viele Lehrerinnen und Lehrer befürchten, innerhalb ihres Kollegiums ausgegrenzt und als hysterisch abgestempelt zu werden oder sich lächerlich zu machen, falls sich der Verdacht als unbegründet herausstellt. Aber auch eigene, unverarbeitete Gewalterfahrungen können zu Überforderung und Krisen führen oder zu übereilem, panischem Handeln verleiten.

#### 4. Aspekte der Integrativen Beratung und Therapie und der Soziotherapie

*Integrative Beratung in psychosozialen Feldern ist ein Prozess ko-respondierender, ko-operativer Problemlösung zwischen einem theoretisch und methodisch geschulten Helfer und Menschen in inneren und äusseren Problemsituationen und Schwierigkeiten, welche mit Rückgriff auf die eigenen Fähigkeiten (Kompetenzen), Fertigkeiten (Performanzen) und Mittel (Ressourcen) nicht mehr oder nicht adäquat bewältigt werden können, weil sie die Bewältigungspotentiale (Coping) und Kontrollmöglichkeiten der Betroffenen überfordern, sodass negative Kontrollüberzeugungen bzw. ‚erlernte Hilflosigkeit‘ die Folge sind (Petzold 1993, 1283).*

Rahm schreibt in ihrem Buch *Gestaltberatung* (1979), es gebe kein wirkliches Konzept für Integrative Beratung, hingegen *sehr viele Theorien von beratungs-psychologischer Relevanz* (ebd., 59). Beratung wird vorwiegend in Abgrenzung zu Psychotherapie beschrieben. Aus meiner langjährigen Beratungspraxis und meiner eigenen Therapie-Erfahrung kann ich bestätigen, dass sich Beratung von Therapie vor allem durch die Häufigkeit der Sitzungen unterscheidet und dass Beratung und Therapie ansonsten fließend ineinander übergehen. Man kann jedoch davon ausgehen, dass in einer Therapie die Möglichkeiten einer Veränderung sehr viel tiefgreifender sind als in der Beratung. Deswegen brauchen KlientInnen, die schwerwiegend gestört oder traumatisiert sind, eher eine Psychotherapie als eine Beratung.

Bei den meisten Jugendlichen, mit denen ich arbeite und die zum Teil schwerste Schädigungen aufweisen, kann ich jedoch nicht wählen, ob ich sie weiter beraten oder in eine Psychotherapie überweisen will – ich muss selber dranbleiben.

In meinem Beratungsalltag kommen vor allem folgende Theorie-Aspekte der Integrativen Therapie zum Tragen: Die Ko-respondenz, die fünf Säulen der Identität, die Leiblichkeit und die vier Wege der Heilung und Förderung.

- Ko-respondenz

Ko-respondenz bezeichnet den Austauschprozess zwischen Mensch und Lebenswelt. Menschen stehen in Beziehung zu ihrer Umwelt und vor allem zu anderen Menschen. Ohne Ko-respondenz ist Leben auf Dauer nicht möglich. Ohne den Anderen gibt es kein Ich. Die Beziehung zwischen beiden braucht sowohl Vergleichbarkeit als auch Unterscheidbarkeit. Zur Ko-respondenz gehört die Inter-subjektivität, das Sich-in-den-anderen-hineinversetzen-Können. Ko-respondenz vollzieht sich als Entwicklungs- und Veränderungsprozess des Leibsobjekts in der Zeit. Vergangene Erfahrungen werden als Grundlage der Persönlichkeitsstruktur gespeichert und als Erwartungen und Motivation in die Zukunft projiziert. Wir ko-respondieren mit unserer Umwelt, indem wir sie wahrnehmen (Ko-perzeption), uns ausdrücken (Ko-expression), handeln (Ko-operation), Neues schaffen (Ko-creation) und uns erinnern (Ko-memoration). Ko-respondenz liegt dem allem zugrunde und meint das Grundvertrauen, das Gefühl, in der Welt aufgehoben zu sein.

- Fünf Säulen der Identität

Mit dem Begriff der Säulen der Identität werden pragmatisch fünf Lebensbereiche beschrieben, in denen sich ein Mensch entwickelt: Leiblichkeit bezieht sich auf das körperliche Wohlbefinden, darauf, ob jemand gesund oder krank ist, ob er mit seinem Äusseren zufrieden ist und eine geschlechtliche Identität besitzt. Das soziale

Netzwerk meint das Aufgehoben- und Eingebundensein in der Familie, in Kindergarten und Schule oder Heim, in Freundeskreis und Peergroup. Arbeit und Leistung bezieht sich auf den Arbeits- bzw. Schulbereich, darauf, wie leistungsfähig ein Mensch ist oder sich fühlt. Materielle Sicherheit meint die finanzielle Lage und damit auch die Wohnsituation der Familie, schliesst aber auch Zukunftsperspektiven ein. Der Bereich der Werte schliesslich bezieht sich auf den kulturellen und damit auch den Glaubens-Hintergrund eines Menschen.

*Um die Wertigkeit dieser Identitätsbereiche abschätzen zu können, muss man natürlich ihre Entwicklung im Lebenslauf und ihre Bedeutung in der gegenwärtigen Situation mit betrachten (Kontext und Kontinuum) (Rahm et al. 1993, 156). Das genaue Betrachten dieser Säulen in der Beratung gibt immer auch Hinweise auf die Ressourcen der KlientInnen: Je mehr Säulen intakt und stabil sind, desto besser wird jemand mit einer momentanen Belastung fertig werden, je mehr Bereiche wackelig sind, desto katastrophaler wirkt sich ein Trauma aus.*

- Leiblichkeit

Der Leib ist im Verständnis der Integrativen Therapie der ‚beseelte, lebendige Körper‘ oder genauer ‚der erlebende und sich selbst erlebende Körper‘ (ebd., 75). Wichtig hierbei ist, dass ein Organismus seine Erlebnisse speichert, sich an sie erinnert. Dieser Prozess des „sich selbst Aneignens“ beginnt bereits im Mutterleib.

*Der Mensch, „embodied and embedded“, ist eine ökopyschosomatische Realität. Mit seinem Körper gehört der Humanprimat dem Bereich des Biologischen zu, der damit zur Grundlage alle anderen Bereiche seines Menschseins wird, wie der Integrative Ansatz im Sinne der von ihm vertretenen Positionen einen „differentiellen Emergentismus“ annimmt, wenn er für das Körper-Seele-Problem einen interaktionalen Monismus vertritt (Petzold 2009, 289). Körper/Soma, belebte Materie, wird definiert als die Gesamtheit aller aktuellen organismisch-materiellen, physiologischen (biologischen, biochemischen, bioelektrischen, sensumotorischen etc.) Prozesse des Organismus, nebst der im genetischen, physiologischen (immunologischen), sensumotorischen Körpergedächtnis als differentielle Informationen festgehaltenen Lernprozesse und Lernergebnisse/Erfahrungen, die zur Ausbildung (auch durchaus kulturspezifischer) somatischer Schemata und somatomotorischer Stile führen. Soma ist die biologische Grundlage des menschlichen Subjektes (ebd.). Die Dimension des „Bio-logischen“ bildet mit dem biologischen Organismus die Grundlage des Leibsubjektes und ermöglicht alle Prozesse seines Lernens (ebd.). Er nimmt durch „multiple Stimulierungen“ permanent Informationen über seine Um- und Aussenwelt sowie auch über seine Innenwelt auf. Diese Informationen muss er ständig körperlich und seelisch verarbeiten, was wiederum zu einer Anreicherung von Informationen im Leib führt und den Körper zum „informierten Leib“ macht (ebd., 290)*

Für die Arbeit mit Opfern, die in ihrer körperlichen, psychischen oder sexuellen Integrität verletzt wurden, hat der Leib eine herausragende Bedeutung. Das neben den Augen wichtigste Organ für Kontakt ist die Haut. Die Haut macht, z.B. durch Berührung der Hände, Beziehung möglich, aber ebenso auch Grenzen und Grenzüberschreitungen sichtbar. Gewalt und sexuelle Übergriffe finden immer, sei es real physisch oder in Form von Blicken und Wörtern, auf der Bühne der Haut statt. *Was nicht abgegrenzt ist, was ineinander fliesst, kann sich nicht berühren. Was zu stark berührt (Grenzen überschreitet), verletzt (Rahm et al. 1993, 103). Ich habe es in meiner Arbeit ausschliesslich mit Kindern und Jugendlichen zu tun, die in ihrer Leiblichkeit verletzt, deren körperliche oder psychische Grenzen überschritten wurden. Für sie, die ja ihr Leib-Selbst, ihr Rollen-Selbst noch gar nicht wirklich*



gefunden haben, ist diese Erfahrung oft einschneidender als für Erwachsene. Durch die Pubeszenz wird der eigene Leib fremd und unverständlich. Die leiblichen Veränderungen bringen auch psychische Veränderungen, z.B. bisher nicht gekannte Gefühle und Bedürfnisse, mit sich. Sie fühlen sich in ihrem Leib, in ihrem Körper, nicht mehr zu Hause. Diese Veränderungen werden für andere, etwa die Eltern, z.B. durch plötzlich veränderte Bekleidung, Frisur, Sprache oder neue Freunde deutlich. Dieser leibliche Ausdruck ist aber seinerseits besonders stark sozialen Einflüssen ausgesetzt, z.B. wenn ein Kind seinen Schmerz, seinen Kummer der Mutter gegenüber nicht zeigen darf, weil es weiss, dass die Mutter dann traurig ist (siehe Vignette Andrea).

Oft erkennen Bezugspersonen der betroffenen Kinder und Jugendlichen einen gewaltsamen Übergriff zuerst oder überhaupt nur an leiblichen Veränderungen, z.B. daran, dass sich ein Kind beim Turnunterricht nicht mehr ausziehen will, dass es plötzlich schamhaft, ängstlich oder aggressiv wird. Manche Kinder vermeiden plötzlich jeden Blickkontakt oder, noch deutlicher: Körperkontakt.

- Vier Wege der Heilung und Förderung

Die Integrative Therapie geht von Grundfähigkeiten des Menschen aus, die sie sowohl als Ziel als auch als Voraussetzung für Therapie und Beratung betrachtet:

- *Die Ko-respondenz des Menschen mit seiner sozialen und ökologischen Umwelt. (Wer durch „schlechte Umwelten“ und Beziehungen krank geworden ist, kann durch gute gebessert werden.)*
- *Das spontane, kreative Potential, die Fähigkeit des Menschen zu Wahrnehmung, Ausdruck und Gestaltung, die Fähigkeit, Neues zu erproben.*
- *Die Fähigkeit zu Exzentrizität, d.h. die Fähigkeit, sich selbst und seine Umwelt in Vergangenheit und Gegenwart bewusst erleben, reflektieren und relativieren zu können, und dadurch – zumindest in der Phantasie – alternative Entwürfe entwickeln zu können, ohne den Gegenwartsbezug zu verlieren.*
- *Die Fähigkeit des Menschen zu Regression. Diese ermöglicht, emotional in frühere Szenen und Beziehungen zurückzugehen, so „als ob sie heute wären“, und eröffnet damit die Chance einer emotionalen Neuerfahrung auf dem Hintergrund der alten Szene. Letztlich ist es diese Fähigkeit zu Regression, die es ermöglicht, den Sinn heutiger Gefühle und Symptome zu verstehen, indem diese Gefühle und Symptome mit den damaligen Szenen in Verbindung gebracht werden. Diese Art des emotionalen Verstehens (Evidenz) geht über das rein kognitive Verstehen hinaus (ebd., 329).*

Diese Grundfähigkeiten machen den Menschen in seiner Gesamtheit aus. Die Integrative Therapie beschreibt nun vier Strategien (Wege der Heilung und Förderung), die die Entwicklung oder Wiederherstellung dieser Fähigkeiten unterstützen. Diese vier Wege sind:

#### 1. Bewusstseinsarbeit, Sinnfindung, emotionales Verstehen

Im ersten Weg geht es für die Klientin und die Therapeutin darum, die Probleme und Symptome zu verstehen, das heisst: ihre Entstehungsgeschichte zu erfassen, ihren Ursprung zu begreifen und damit auch den Bezug zum heutigen Leid herstellen zu können. Das Erkennen von heutigen Bewältigungsstrategien und Narrativen macht Veränderung möglich. Wichtig hierfür ist, dass die Klientin fähig ist zu Regression und zu Exzentrizität. Durch das Wiedererleben von Szenen z.B. im therapeutischen Rollenspiel, aber auch im emotional intensiven Beratungsgespräch kann Katharsis

erfolgen und in der Beziehung zur Therapeutin eine Veränderung von Verhaltensweisen möglich werden.

## 2. Nachsozialisation, Bildung von Grundvertrauen, "Nach-Beelterung"

Dieser zweite Weg ermöglicht es der Klientin, verlorenes oder nie wirklich aufgebautes Grundvertrauen wiederherzustellen oder zu finden in einer „Als-ob-Elternbeziehung“. Diese „Nach-Beelterung“ bedeutet zum einen Tragen, zum andern aber auch Grenzen-Setzen, Strukturen-Geben. *Das eigentlich Heilsame am zweiten Weg der Heilung ist aber die Erfahrung, wirklich regredieren zu dürfen im Sinne von Sich-Anvertrauen und Abhängig-Sein* (ebd., 332).

## 3. Erlebnisaktivierung, Persönlichkeitsentfaltung

Dieser dritte Weg dient der Aktivierung von vernachlässigten, verschütteten oder noch gar nicht entwickelten kreativen Fähigkeiten und der Förderung des Ausdruckvermögens. Er soll der Klientin also dazu verhelfen, einen Zugang zu ihren eigenen Ressourcen zu bekommen. Dafür ist die Fähigkeit zu Exzentrizität Voraussetzung, das heisst, die Klientin muss mindestens graduell in der Lage sein, ihre eigene Situation wirklich zu erfassen und zu verstehen. Dies ist vor allem schwierig für Klientinnen, die z.B. aufgrund ihrer Kulturzugehörigkeit sehr eingeschränkt leben (etwa schon sehr früh an Familie und Haushalt gebunden und in ihren Aussenkontakten stark überwacht werden) oder aber für Kinder und Jugendliche, die in einem sehr eingeschränkten sozialen Umfeld mit süchtigen oder kranken Eltern aufwachsen. Möglichkeiten für ein *Wachstum aus der Verarmung heraus* (ebd., 334) bieten z.B. die unterschiedlichen Formen kreativer Therapie oder Gruppentherapie, aber auch das Erleben einer vertrauensvollen Beziehung mit der Beraterin.

## 4. Solidaritätserfahrung

Der vierte Weg besteht in strukturierter Form darin, Erfahrungen mit Solidarität zu fördern, z.B. beim miteinander Arbeiten oder etwas Schaffen, also beim gemeinsamen Tun. Dies ist ein typisch soziotherapeutischer Weg, bei dem es auch um Aufbau und Durchführung von Selbsthilfe-, Projekt- oder Netzwerkgruppen geht. Aber wiederum darf man auch in dieser Hinsicht das alltägliche Beratungsgespräch nicht gering schätzen: Gemeinsam den Problemen ins Auge zu schauen und konkrete Schritte auf Lösungen hin zu gehen, trotz dem Erlebten eine neue Beziehung zu wagen, ist auch eine Art der Solidaritätserfahrung.

Alle vier Wege der Heilung und Förderung sind Bestandteil meiner soziotherapeutischen Arbeit, das heisst meiner Arbeit mit Jugendlichen über einen längeren Zeitraum.

*Petzold hat den Begriff „Soziotherapie“ seit Mitte der sechziger Jahre verwandt und wohl als erster im Rahmen der Psychotherapie (Petzold/Sieper 2008, 2). Soziotherapie ergänzt mit ihren Interventionsmöglichkeiten in Netzwerke und Mikroökologien hinein die sozialmedizinischen und psychiatrischen bzw. sozial-psychiatrischen, aber auch die psychotherapeutischen Möglichkeiten der Hilfeleistung (ebd., 3). Integrative Soziotherapie ist – wie die Integrative Therapie insgesamt – in ihrer ursprünglichen Konzeptualisierung nachdrücklich durch unsere Erfahrungen in der Arbeit mit dissozialen Familien, in denen Alkoholismus und Gewalt an der Tagesordnung waren, und mit süchtigen jungen Menschen, die oft aus solchen „broken homes“ und schlechten Milieus stammten, geprägt. (...) Die PatientInnen mit ihren massiven körperlichen, seelischen und sozialen Problemen haben einen biopsychosozialen Ansatz geradezu verlangt (ebd., 6).*

Soziotherapeutische Arbeit bezieht sich also auf die Arbeit in allen sozialen Gebieten, vor allem aber mit Randgruppen, und wurde auch da entwickelt. Die Ausbildung ist speziell auf Nicht-PsychologInnen ausgerichtet, unterscheidet sich jedoch nur in Einzelbereichen von der der psychologischen PsychotherapeutInnen. Etwas pointiert gesagt: Soziotherapie kommt dort zum Einsatz, wo Psychotherapie nötig wäre, aber nicht möglich ist. Sie verlangt von den SoziotherapeutInnen eine *mehrperspektivische Sicht* (Petzold 1993, 1265) und die Kooperation mit verschiedenen Professionen (z.B. ÄrztInnen, PsychotherapeutInnen). SoziotherapeutInnen arbeiten häufig an *Brennpunkten im psychosozialen Feld*, und an diesen Brennpunkten braucht es oft mehr als *sozialarbeiterische Einzelfallhilfe oder allgemeine Lebensberatung*. Vielmehr geht es um *Krisenintervention, Fokalthherapie bei Notfällen, um mittel- und langfristige Begleitung in einer Verbindung von sozialer Hilfeleistung und Psychotherapie, um intermittierende Behandlung von Patienten, die die Kontinuität eines klassischen psychotherapeutischen Settings von ihrer Motivationslage und Lebenssituation her nicht durchhalten könnten* (ebd., 1266). Damit sollen die *sozialen Fähigkeiten (Kompetenzen) und Fertigkeiten (Performanzen) von Einzelnen und Gruppen für den Umgang mit der persönlichen und gemeinschaftlichen Lebenswirklichkeit im Sinne ihrer Bewältigung, aber auch Gestaltung gefördert und die Möglichkeit zu solidarischem Handeln aus sozialer Ko-kreativität entwickelt werden*. Auf diese Weise ist es möglich, *Institutionen und soziale Felder zu verändern und die in diesen lebenden bzw. arbeitenden Menschen zum Engagement für die eigene Sache, für psychosoziale Gesundheit und eine humane Lebensqualität zu motivieren* (Petzold 1973/1993, zitiert nach Petzold/Sieper 2008, 4). Dies beschreibt genau meine Arbeit mit dem Grossteil unserer Klientel.

## **5 Die Beratungsarbeit mit Jugendlichen**

Beratung in der Opferhilfe meint Orientierungshilfe, Vermittlung von Sach- und Strukturwissen, Begleitung in Entscheidungsprozessen und emotional schwierigen Situationen. Der Begriff der Beratung, wie er in der Opferhilfe verwendet wird, geht davon aus, dass die zu beratende Person selber die nötigen und für sie richtigen Schritte unternehmen kann und wird, wenn sie nur die dafür notwendigen Informationen erhält. Die Ratsuchende wird als selbständig und unabhängig angesehen, als Subjekt, das sich dauerhaft als von seinen Objekten getrennt und unterschieden erlebt und eine stabile Vorstellung von sich selbst hat.

Dieses Bild passt wohl für viele erwachsene Klientinnen und viele Mütter von gewaltbetroffenen Kindern, es passt aber ausgesprochen schlecht für die meisten Jugendlichen, die sich im triangel melden. Wie ich im Abschnitt 3.3 dargelegt habe, sind sie ohnehin an einem schwierigen Punkt ihrer Entwicklung und jetzt zusätzlich durch eine akute Traumatisierung gefährdet; sie brauchen deshalb dringend eine Art von Beratung oder Psychotherapie, die über die Beratung im Sinne der Opferhilfe hinausgeht. Nun gehört zwar Triage, also die Indikationsstellung und Weitervermittlung zu PsychotherapeutInnen, zu unseren klar deklarierten Aufgaben, ist aber oft nicht möglich. Überweisungen (etwa vom Hausarzt zur Psychiaterin oder zum Psychotherapeuten, von der stationären in die ambulante Therapie) sind oft schon für Erwachsene schwierig, und viele KlientInnen oder PatientInnen erreichen den Ort nicht, an dem sie sich für eine länger dauernde Psychotherapie niederlassen könnten. Für viele Jugendliche kommt erschwerend hinzu, dass sich niederzulassen in einer Zeit der Ablösung an sich schon fast unmöglich ist, und der Beziehungsabbruch, der ihnen beim Übergang von der Beratungs- in die Therapiephase bevorsteht, bestärkt sie darin. Deshalb ist es oft unumgänglich, dass die Beraterinnen mit Jugendlichen, denen der Wechsel zu einer Psychotherapeutin nicht zuzumuten oder unmöglich ist, selber eine längere soziotherapeutische Beratung aufnehmen.

### **5.1 Der erste Kontakt: Begegnung als Beginn einer Beziehung**

Die Kinder und Jugendlichen finden uns auf verschiedenen Wegen:

Der erste und häufigste ist die Polizeimeldung. Die Polizeistationen und die Jugendanwaltschaften beider Kantone schicken der Opferhilfe ein Fax, wenn bei ihnen eine Strafanzeige erstattet wurde. Wenn es sich um ein Delikt an Kindern und Jugendlichen handelt, kommt die Meldung zum Fachbereich triangel. Auf dem Meldeformular ist vermerkt, ob die zum Opfer gewordene Person bei der Opferhilfe gemeldet werden möchte. Wir, meine Kollegin oder ich, nehmen dann mit der Jugendlichen zunächst per Telefon Kontakt auf. Manchmal gelingt uns das nicht, weil sie unsere Telefonnummer nicht kennt und unseren Anruf deshalb nicht entgegennimmt. Wir versuchen es dann mehrmals, schicken auch eine SMS. Wenn wir keine andere Telefonnummer haben, schreiben wir schliesslich einen Brief mit der Bitte, sich bei uns wegen eines Termins zu melden. Wenn wir darauf innert ca. zwei Wochen keine Reaktion bekommen, versuchen wir es noch einmal mit Telefonieren. Danach legen wir die Meldung ab. In einigen Fällen kommt sehr viel später doch noch ein Anruf.

Meistens jedoch erreichen wir die Jugendlichen und vereinbaren einen Beratungstermin. Bei diesem ersten Kontakt erfahren wir in der Regel noch kaum etwas über den Tathergang oder darüber, wie es der Jugendlichen geht. Oft wissen die Jugendlichen auch nicht, ob sie überhaupt zu uns kommen wollen, ob es „nötig“

ist. Es kommt dann sehr darauf an, ob wir in diesem ersten, oft sehr kurzen Kontakt zu ihnen vordringen können.

Anders, wenn wir mit den Müttern, selten mit den Vätern, zuerst Telefonkontakt haben. Dies ist immer dann der Fall, wenn es um Kinder geht. Die Erwachsenen wollen meistens Hilfe und Unterstützung für sich und ihr Kind. Von ihnen erfahren wir am Telefon schon sehr viel über den Tathergang und die derzeitige Situation.

Der zweite Weg ist der über die Schule und andere Erwachsene. Eine Lehrerin, eine Kleinkinderzieherin ruft an und bittet um Hilfe bei der Einschätzung ihres Verdachtes, dass eines ihrer Kinder oder Jugendlichen Gewalt erlebt. Wenn immer möglich, vereinbaren wir einen Termin für ein persönliches Gespräch entweder allein mit der meldenden Person oder aber gemeinsam mit der Jugendlichen. In einigen Fällen ergibt sich aus dem ersten Anruf eine längere Telefonberatung.

Oder eine Mutter ruft an und bittet um Unterstützung, weil sie einen Verdacht hat gegenüber einem nahen Angehörigen, meistens dem getrennt lebenden Vater. Auch in diesem Fall erfahren wir fast immer schon recht viele Einzelheiten am Telefon.

Der dritte Weg: Das Kind oder die Jugendliche meldet sich selbst per Telefon oder per E-Mail. Das jüngste Mädchen, das sich direkt an uns gewendet hat, war elf Jahre alt. Sie hatte über den Kindernotruf unsere Telefonnummer erhalten. Oft ist bereits am Telefon deutlich, dass dieser Anruf einen langen Vorlauf hatte und der Jugendlichen sehr schwer fällt. Auch wie dringend ein Anruf ist, ist schnell spürbar. Aufgrund unseres etwas schwierigen Telefonsystems im Haus kommt es ab und zu vor, dass wir nicht erreicht werden oder ein Anruf im falschen Fachbereich landet. Einige dieser Fälle konnten wir nicht zurückverfolgen und haben dann nichts mehr gehört.

Immer wieder melden sich Jugendliche per E-Mail. Sie haben in der Schule von uns erfahren und sich auf unserer Homepage über unser Angebot informiert. Sie schildern meistens sehr offen und ausführlich, was sie erlebt haben und wie es ihnen geht. Meistens haben sie schon über einen längeren Zeitraum versucht, selbst mit dem Erlebten fertig zu werden, und sind dann doch gescheitert. Sie fragen konkret um Rat, was sie tun können, damit es ihnen besser geht. Manche können wir recht schnell davon überzeugen, dass ein persönliches Gespräch sinnvoll und nötig ist, um „Wege aus der Sackgasse“ zu suchen. Manchmal entsteht aber auch ein längerer schriftlicher Kontakt, der sich über Monate erstrecken kann. Letztendlich können wir jedoch fast alle Hilfe suchenden Jugendlichen zu einem Gespräch motivieren.

Der erste Kontakt ist in der Regel ausschlaggebend dafür, ob es zu einer Begegnung kommt, d.h. ob wir für die Jugendliche vertrauenswürdig sind. Wichtig ist es, dass wir uns immer wieder ins Bewusstsein rufen, dass wir es ausnahmslos mit jungen Menschen zu tun haben, die in ihrer psychischen, körperlichen und/oder sexuellen Integrität verletzt wurden, und dass wir mit unserer Beratungsarbeit zu weiteren oder erneuten Verletzungen beitragen können. *Psychosoziale Beratung wird ... selbst zu einer eminent emotionalen Situation. Diesem Faktum und einer erhöhten Verletzlichkeit und Kränkbarkeit müssen Berater Rechnung tragen (Petzold 1993, 1286). Verletzungen in der Beratungsarbeit erweisen sich häufig als Reinszenierung alter, ungelöster und sich deshalb wiederholender Verletzungssituationen im Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehen. Eine äusserst sorgfältige Beobachtung, supervisorische Kontrolle und Handhabung von Übertragungsphänomenen sind deshalb unerlässlich (ebd., 1286f).*

Supervision spielt in der Tat bei uns eine wichtige Rolle. Allen BeraterInnen der Opferhilfe steht regelmässige, obligatorische Supervision zur Verfügung – pro Fachbereichs-Team elf Supervisionssitzungen im Jahr. Zusätzlich ist erwünscht, dass jede Beraterin jährlich eine Weiterbildungsveranstaltung besucht, und es sind wöchentliche Teamsitzungen für jeden Fachbereich fest installiert.

Ein paar Worte zu unseren Beratungsvoraussetzungen, zum Setting: Uns zwei Beraterinnen steht neben unserem Büro ein kleiner Beratungsraum zur Verfügung, der mit vier Sesseln und einem grossen Korb mit Puppen und Tieren sowie einem Puppenhaus ausgestattet ist. Die Sessel stehen einander gegenüber, dazwischen an der Wand ein kleiner Tisch mit Visitenkarten, Blumen und einer Uhr. Für Gespräche zu zweit bietet der Raum gut Platz, zu dritt ist er ausreichend, darüber hinaus wird es eng. Wenn immer möglich, und wenn wir im Voraus wissen, dass z.B. eine ganze Familie kommt, reservieren wir einen grösseren Raum im Haus und weichen dahin aus.

Ich biete den Jugendlichen immer an, sich zum Gespräch bei uns begleiten zu lassen, da ich aus Erfahrung weiss, dass die Hemmschwelle für das erste Treffen sehr hoch ist. Die meisten kommen dann wirklich in Begleitung einer erwachsenen Vertrauensperson oder einer Freundin. Ich frage gleich zu Beginn, ob die Begleitperson während des Gesprächs anwesend sein soll oder nicht, mache den Jugendlichen also schnell deutlich, dass sie diesen Teil des Settings bestimmen können. Häufig sind sie unentschlossen, vor allem, wenn die Mutter mitgekommen ist. Wenn sie zögernd die Anwesenheit der Mutter wünschen, beginne ich das Gespräch zunächst zu dritt oder gar zu viert, sage jedoch, dass ich das Setting zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal zur Sprache bringen werde.

Ich eröffne immer das Gespräch und frage die Jugendliche, ob sie weiss, in welcher Beratungsstelle sie sich hier befindet. Meistens gebe ich an dieser Stelle einen kurzen Einblick in die Opferhilfe und speziell in unsere Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Ausserdem erläutere ich den Rahmen, in dem die Gespräche bei mir stattfinden. Dazu gehört neben den Angeboten der Opferhilfe auch die zeitliche Begrenzung und die Information darüber, dass unser Angebot freiwillig ist und wir unter Schweigepflicht stehen, auch gegenüber Eltern und BetreuerInnen. Danach bitte ich die Jugendliche, etwas über sich zu erzählen: Wie sie lebt, in welche Schule sie geht etc. Zum Schluss dieser Eingangssequenz frage ich sie, ob sie im Moment Fragen hat und wie es ihr geht.

Danach folgt der zweite Teil. Ich ermuntere die Jugendliche, mir zu erzählen, weshalb sie gekommen ist, füge hinzu, es sei egal, an welcher Stelle sie anfangen möchte. Manchmal bittet die Jugendliche dann die Begleitperson, die Geschichte zu erzählen, die sie zu uns geführt hat. In den meisten Fällen gelingt es mir recht schnell, spürbare Angst, Scham, Unsicherheit vorsichtig anzusprechen und sie davon zu überzeugen, dass wir sie ernst nehmen. Häufig ist es dann sogar möglich, das Gespräch zu zweit weiterzuführen: Ich bitte die Begleitperson, in einem anderen Raum zu warten oder zu einer bestimmten Zeit die Jugendliche wieder abzuholen.

Dies ist der Moment, in dem es vom Kontakt zur Begegnung kommt. Die Jugendliche ist nun bereit, ihre Geschichte weiterzuerzählen. Sie gibt etwas, oft sogar sehr viel, von sich preis, sie gestattet mir einen *Blick in ihre Muschel* (Petzold 1993, 1099). Es ist ausserordentlich wichtig, mit diesem zaghaften Sich-Öffnen sehr behutsam umzugehen. Das heisst für mich, unbedingt das zuvor deklarierte zeitliche Setting einzuhalten, dem Gespräch einen deutlichen, verlässlichen Rahmen zu geben. Dazu gehört auch, zu sagen, dass ich schon mit vielen Jugendlichen mit ähnlichen Problemen zu tun hatte und deshalb vertraut bin mit den daraus

resultierenden Scham-, Angst- und Schuldgefühlen. Wichtig ist es, der Jugendlichen gegenüber ehrlich zu sein, das heisst, ihr keine falschen Versprechungen zu machen und nicht zu grosse Hoffnungen zu wecken. Immer biete ich ein zweites Gespräch an, rate dringend dazu, sich Zeit zu nehmen, um eventuell bereits besprochene Wege oder Hilfsmöglichkeiten zu überdenken.

Ich erlebe es immer wieder, dass die Jugendliche sehr gern das Angebot eines weiteren Gesprächs annimmt und sich offensichtlich gelöst verabschiedet, als sie gekommen ist. Meistens frage ich sie am Schluss des Beratungsgesprächs, wie es ihr geht und ob Befürchtetes oder Erhofftes eingetreten ist. *In der Begegnung geht es um mehr als Kontakt, der allerdings für sie Voraussetzung ist. Es geht um das Erfassen des ganzen Menschen als Subjekt, von Mitteilung auf Mitteilung, von Verhalten auf Verhalten, Wort auf Wort, Gefühl auf Gefühl, und dies in der Zentrierung auf die gegenwärtige, leiblich-konkrete Präsenz im ersten gegenseitigen Vertrauen (ebd.).*

An dieser Stelle muss ich jedoch erwähnen, dass längst nicht mit allen von mir beratenen Jugendlichen der Übergang vom Kontakt zur Begegnung zustande kommt. Immer wieder erlebe ich Jugendliche, die nicht freiwillig zu einem Beratungsgespräch kommen: Sie werden von einer Bezugsperson dazu überredet oder gar gezwungen. Dies ist häufig der Fall, wenn die Jugendliche in einem sexuellen Abhängigkeitsverhältnis mit einem erwachsenen Mann steht, z.B. einem Lehrer, Betreuer, Trainer. Die Eltern sind dann oft entsetzt über diese Entdeckung, während die Jugendliche beteuert, dass der Mann sie liebt, sie ihn liebt und die Beziehung auf freiwilliger Basis eingegangen ist. Diese Jugendlichen weisen dann jeden Eingriff von aussen weit von sich und weigern sich, mit uns in einen Beratungskontakt einzutreten – sie wollen ja keine Veränderung. Andere Beratungssituationen sind von vornherein auf einen einmaligen Kontakt ausgerichtet, z.B. dann, wenn es nur um die Aufklärung über den Ablauf eines Strafverfahrens geht.

## 5.2 Übergänge – Stufen der Nähe

Das nachfolgende Beratungsgespräch ist richtungweisend dafür, ob die Jugendliche zu weiteren Gesprächen überhaupt bereit ist und ob sie, wenn ja, zu mir kommt oder die Überweisung zu einer Psychotherapeutin wünscht oder akzeptiert. An dieser Stelle gibt es grosse Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen. Die männlichen Jugendlichen sind sehr viel seltener bereit, längerfristige Beratung oder sogar Psychotherapie anzunehmen. Sie haben mehr Mühe damit, sich als Opfer, als hilfsbedürftig zu sehen. *Je stärker ein Junge die Anforderungen der traditionellen Männerrolle verinnerlicht hat, desto tiefgreifender sind die Verunsicherungen. Denn umso weniger passt es in sein Selbstbild, Opfer zu sein (Bange 1997, 59).* Männliche Jugendliche neigen dazu, ihre Missbrauchs-Erfahrungen zu verharmlosen, haben sie doch im Verlauf ihrer Sozialisation gelernt, dass es unmännlich ist, Schmerzen zu empfinden oder gar zu zeigen. Hinzu kommt noch die Angst, als schwul bezeichnet, ausgelacht und ausgegrenzt werden, wenn sie über die erlebte sexuelle Gewalt sprechen.

Wenn ein Strafverfahren eingeleitet wird, bleiben wir mit unseren KlientInnen durch dessen ganzen Verlauf im Kontakt. Wir begleiten sie zu den Befragungen bei den Strafverfolgungsbehörden (in Basel-Stadt: Jugendanwaltschaft, in Baselland: Statthalterämter) und schliesslich auch vor Gericht. Unser Angebot, sie zu begleiten, nehmen sie in der Regel an, da ein Strafverfahren immer Unsicherheit und Angst auslöst und, wo es um Sexualdelikte geht, die Angehörigen bei Befragungen nicht

anwesend sein dürfen. Häufig erfahren wir erst bei diesen Befragungen die ganze Geschichte der Gewalttat in allen Einzelheiten, die wir ja in den vorherigen Gesprächen nicht gezielt erfragt haben. Dies ermöglicht uns einen tieferen Einblick in die psychische Situation und die Not der Jugendlichen, was wiederum den Übergang vom Kontakt zur Begegnung erleichtert.

Aufgrund des Beratungskonzeptes der Opferhilfe kommt es nur selten zu längerfristigen Beratungen. Das heisst, der Übergang von der Begegnung zur Beziehung ist nur für wenige Jugendliche bei und mit uns möglich. Wie bereits beschrieben, sind unsere Klientinnen und Klienten zum einen auf einer Entwicklungsstufe, die es ihnen besonders schwer macht, Vertrauen zu fassen, und zum anderen aufgrund der erlebten Gewalt oft nicht bereit, sich einer fremden erwachsenen Person anzuvertrauen. Wenn es mir jedoch glückt, bereits im ersten oder zweiten Gespräch ihr Vertrauen zu gewinnen, so betrachte ich dies als Geschenk. Ich weiss aus Erfahrung, dass sie dieses Geschenk nicht beliebig auf andere Personen übertragen. Ich habe es vielfach erlebt, dass die Jugendlichen zwar vordergründig damit einverstanden sind, eine Psychotherapie zu beginnen, jedoch entweder nie dort erscheinen oder aber nach einem ersten, vielleicht auch zweiten Gespräch sich nicht wieder melden. Ich weiss ebenfalls, dass sie die Überweisung an eine Psychotherapeutin als Zurückweisung (eben ihres Geschenkes an mich) erleben. Dies und die Scham darüber, dass sie „es“ wieder einmal nicht geschafft haben, sind denn auch Gründe dafür, dass sie sich auch bei uns nicht mehr melden. Deshalb braucht es eine gute, einfühlsame Vorbereitung auf den Übergang. Hierfür ist enorm wichtig, dass das soziale Umfeld, vor allem die Eltern, den Wechsel befürworten und es unterstützen, dass die Jugendliche eine Psychotherapie beginnt. Aber selbst das ist keine Garantie dafür, dass der Übergang wirklich klappt.

In den meisten Fällen eines Therapie-Abbruchs nehme ich von mir aus wieder Kontakt zu der Jugendlichen auf. Ich biete ihr ein Gespräch an, welches sie in der Regel auch annimmt. Ich frage dann nach den Gründen für den Abbruch und bekomme meistens eher fadenscheinige Antworten, z.B. dass die Therapeutin zu alt oder der Therapieraum hässlich sei oder dass die Therapeutin ja gar nichts sage oder frage. Meist wird deutlich, dass die Jugendlichen sich die Psychotherapie nicht so vorgestellt haben, dass sie ein deutliches Gegenüber brauchen und nicht jede Woche einen Termin wollen. Dann biete ich den Jugendlichen immer an, zu weiteren Gesprächen zu mir zu kommen. Vier Beispiele für längerfristige Beratungen beschreibe ich im folgenden Kapitel.



## 6 Ein Opfer ist ein Opfer ist ein – Jugendlicher. Vier Prozessgeschichten

### 6.1 Irina

Irina ist 15 Jahre alt, als sie zum ersten Mal zu uns kommt. Sie begleitet einen etwas jüngeren Freund, Arkan, der wie sie aus dem Kosovo stammt, erst seit kurzem in der Schweiz ist und noch kaum Deutsch spricht. Etwas verlegen sagt sie, sie komme eigentlich nicht für sich selber, sondern nur als Übersetzerin für ihn.

Arkan und sie waren gemeinsam mit anderen Kolleginnen und Kollegen bei einem Fussballspiel im „Joggeli“-Stadion. Nach dem Spiel trafen sie auf eine andere Gruppe Jugendlicher, ebenfalls MigrantInnen. Sie beschimpften sich gegenseitig, und auch Irina machte mit. Plötzlich wurde sie von den Mädchen der anderen Gruppe geschubst und geschlagen, und Arkan kam ihr zu Hilfe. Er wurde dann eingekreist und brutal zusammengeschlagen. Beide trugen Verletzungen aus dieser Schlägerei davon, aber Irina fühlt sich verantwortlich für das, was Arkan angetan wurde. Der junge Mann musste aufgrund seiner Verletzungen mehrere Tage im Spital bleiben. Ihre eigenen Verletzungen spielt sie stark herunter – ich vermute, um nicht zu sehr im Mittelpunkt zu stehen.

In diesem ersten Gespräch erzählt sie, sie habe während der Schlägerei grosse Angst gehabt, und dieses Gefühl sei ihr extrem fremd. Sie habe sich bis jetzt immer stark gefühlt, und die anderen sähen sie auch jetzt noch so, nähmen ihr ihre Angst nicht ab. Sie wirkt auch jetzt auf mich sehr selbstbewusst. Wir besprechen, was Arkan tun kann, und ich mache für ihn einen Termin mit einem männlichen Kollegen ab. Irina bittet mich, wieder sehr verlegen, darum, noch einmal kommen zu können; sie wisse schon, dass es Arkan nicht gut gehe, aber sie möchte selber auch noch etwas besprechen.

Im zweiten Gespräch erfahre ich einiges über Irinas Lebenssituation: Sie lebt zusammen mit ihren Eltern und zwei älteren Brüdern in der Nähe von Basel. Sie ist in der Schweiz geboren. Ihr Vater hat sich hier nur ganz langsam eine Existenz aufbauen können, hat sich aber vom Strassenarbeiter zum Ingenieur hochgearbeitet. Die Mutter ist immer zu Hause und spricht kein Deutsch. Irina erzählt stockend, sie fühle sich seit der Schlägerei so antriebslos und schwach wie noch nie im Leben und könne sich das gar nicht erklären. Sie sagt, sie kenne dieses Gefühl nicht, sie sei doch immer die Starke gewesen, habe lange Zeit Klassenkameradinnen und Freundinnen beschützt wie ein grosser Bruder (sic), und alle hätten bei ihr Rat und Schutz gesucht, sie dafür auch bewundert. Am Ende des Gesprächs sagt sie fast beiläufig, sie wünsche sich mit Arkan eine Beziehung, das dürfe aber nicht sein. Sie möchte weiter zu mir kommen.

Zum nächsten Termin erscheint sie nicht. Später ruft sie mich an und erzählt mir am Telefon, sie habe beim Sportunterricht einen Schwächeanfall erlitten und sei ins Spital gebracht worden, weil sie über Herzschmerzen klagte. Im darauf folgenden Gespräch vermutet sie, sie sei Opfer eines Voodoo-Zaubers geworden, weil sie im Kosovo einen Jungen, der eine Beziehung zu ihr wollte, abgewiesen habe. Wir kommen aber auch noch einmal auf die Szene im Stadion zu sprechen; sie sagt, eigentlich habe sie die Schlägerei provoziert und fühle sich schuldig dafür.

In den folgenden Gesprächen dreht sich alles um ihre Beziehung zu Arkan. Sie weiss nicht, ob er sie wirklich will, da er sich auch für andere Mädchen interessiert. Irina berichtet, so gehe es auch ihren Freundinnen: Diese Spiele um Wollen und Gewolltwerden finden nicht öffentlich statt, da die Familien nichts davon erfahren

dürfen. Alles Zwischenmenschliche findet im Verborgenen statt. Diese Geheimhaltung wiederum öffnet Gerüchten und Intrigen Tür und Tor. Mir fällt auf, dass sie im Verlauf weniger Wochen äusserlich weiblicher, weicher wird. Mehrere Male streifen wir das Thema, was es bedeutet, eine Frau zu werden – hier in der Schweiz und bei ihr im Kosovo. Sie hat offensichtlich ihre Sehnsucht nach Liebe entdeckt, getraut sich aber fast nicht, darüber zu reden. Sie fragt sich, ob jemand sie wollen kann, aber auch, ob sie jemanden wollen kann. Sie übernachtet mit Erlaubnis ihrer Eltern bei Cousinen, geht dann aber mit ihnen (natürlich ohne Wissen und Erlaubnis der Eltern) nachts in die Stadt. Bekannte erkennen sie, und sie weiss, dass sie sich gegenüber der Familie erpressbar gemacht hat.

Zur selben Zeit sacken Irinas Schulleistungen bedrohlich ab, und die Lehrer melden Bedenken an darüber, ob sie den Abschluss schafft. Sie selbst weiss, dass sie besser sein könnte, sagt aber, sie könne einfach nicht mehr lernen, sich nicht mehr konzentrieren, müsse ständig an Männer und Freundinnen denken. Sie berichtet von mehreren Schwächeanfällen und Herzattacken. Der Arzt sage, das sei alles psychosomatisch. Wir versuchen, ihr plötzliches Gefühl von Schwäche zu verstehen, gehen aber auch dem nach, was sie unter Starksein versteht, und ihren Beziehungswünschen. Sie äussert zum ersten Mal, eigentlich wolle sie gern weg aus der Familie, die sie so einschränkt. Dieser Gedanke erschreckt sie im selben Moment, in dem sie ihn ausspricht: Es ist gar nicht möglich wegzugehen, sie gehört doch dazu! Sie hat ihren Vater immer bewundert und weiss, dass sie sein Liebling ist. Auch zum Grossvater (dem Vater des Vaters) stand sie immer in engem Kontakt. Sie sagt, sie hänge so an ihrer Familie und könne doch nicht darin leben.

Als sie nach einem mehrwöchigen Unterbruch wieder kommt, berichtet sie, sie sei nicht mehr mit Arkan zusammen und habe einen anderen Jungen kennengelernt. Er ist ebenfalls Albaner und heisst Gsem. Von nun an ist ihre Beziehung zu Gsem immer wieder Gegenstand unserer Gespräche. Ich erfahre viel über die albanische Kultur und über Albaner in der Schweiz. Wieder geht es um Wollen und Gewolltwerden, um Eigenständigkeit, Frauwerden und Frausein in zwei Kulturen. Immer wieder ist sie erschöpft, kraftlos – und dann wieder voller Energie. Ihren Schulabschluss schafft sie, für sie selber überraschend, und die Aufnahmeprüfung für eine weiterführende Schule auch. Immer wieder bleibt sie mehrere Monate weg und meldet sich erst wieder, wenn es ihr schlecht geht.

Dieses Muster behält Irina bei: Wir führen ein intensives Gespräch oder mehrere, dann geht sie befriedigt und beruhigt weg, meldet sich längere Zeit nicht und kommt erst wieder, wenn sie etwas zu besprechen hat, Trost und Klärung braucht. Wir besprechen vorwiegend konkrete Schwierigkeiten, oft im Zusammenhang mit der Schule. Aber einmal kommt sie völlig verzweifelt, zusammen mit einer Freundin. Sie hat sich die Haare gefärbt, hat das vorher angekündigt, die Mutter war entsetzt, der Vater auch, sie tat es trotzdem. Jetzt sagen die Eltern, sie sei eine Hure. Und das, obwohl sie noch nie sexuellen Kontakt hatte! Sie bittet mich inständig, ihr zu bestätigen, dass sie keine Hure ist, nur weil sie sich die Haare färbt. Sie sagt einen Satz, der mich sehr rührt: Sie habe doch nur den einen Wunsch – in der Familie sein und trotzdem frei sein.

Irina lebt ein Leben als Albanerin in einer fremden Kultur, d.h. sie lebt mit den Normen und Werten einer Schweizerin und gleichzeitig mit den Normen und Werten einer Albanerin. Immer wieder scheint es so, als schaffe sie diesen Spagat nicht, zerbreche daran; dann wieder verfolgt sie voller Energie ihre Ziele. Am wichtigsten ist ihr, eine Berufsausbildung zu machen, eine gute Arbeit zu finden, finanziell auf eigenen Füüssen zu stehen. Sie bewundert und verehrt (gerade auch in dieser Hinsicht) ihren Vater und verachtet ihre Mutter. Sie fährt regelmässig in ihre Heimat

und erzählt mir dann ausführlich und voller Mitleid und Engagement von der dortigen Armut. Sie träumt davon, ihrem Volk zu helfen, es zu retten, wie sie auch Gsem retten will. Der junge Mann macht aber keinerlei Anstalten, eine Ausbildung zu beginnen oder zu arbeiten, hängt untätig zuhause und auf der Strasse herum. Sie leiht ihm immer wieder Geld und ist sich sicher, ihn glücklich machen zu können. Immer von neuem wird sie aber enttäuscht, bis sie schliesslich nach drei Jahren die Beziehung zu ihm abbricht.

In einem der letzten Gespräche, inzwischen ist sie fast 20 Jahre alt, berichtet sie von ihrer Ausbildung zur Krankenpflegerin und einer neuen Beziehung zu einem jungen Mann im Kosovo, den sie über ihre Eltern kennengelernt hat. Er sei Student, weltoffen und finde es gut, dass sie eine Berufsausbildung mache, passe überhaupt viel besser zu ihr als Gsem und Arkan. Sie möchte mit ihm leben, ihn in die Schweiz holen. Sie ist sehr weiblich geworden, eine schöne junge Frau. Im letzten Gespräch, gut fünf Jahre nach dem ersten, erfahre ich, dass die Eltern inzwischen einverstanden sind mit ihrem Freund, und dass sie sich im kommenden Sommer mit ihm verloben wird. Allerdings entwischen ihr auch kleine Bemerkungen, die mir das Bild vermitteln, er sei doch anders, als sie sich ihn vorgestellt hat: kontrollierender. Ich erlebe sie lebendig, aber ruhiger, gesetzter, nüchterner; im Nachhinein versuche ich mir klar zu werden, ob sie mir einen enttäuschten Eindruck gemacht hat, aber ich kann es nicht sagen. – Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört.

## Interpretation

Die Soziotherapie mit Irina ist die längste, die ich bisher geführt habe, und einer meiner intensivsten beruflichen Ko-responsenzprozesse. Mit und von Irina habe ich gelernt, dass es im Leben individuell-lebensgeschichtliche Themen gibt und sozio-kulturell-politische, und dass beides neben- und ineinander existiert, dass nicht das eine das andere verschluckt, verdeckt oder überflüssig macht. Und ich habe auch gelernt, dass es schwierig ist zu wissen, auf welcher der beiden Ebenen man sich jeweils bewegt, und trotzdem nötig, sich darüber immer wieder Klarheit zu verschaffen.

Zwei Ebenen? Irina ist vieles gleichzeitig: Sie ist (1) eine Seconda, also Tochter eines eingewanderten Elternpaares – Vater und Mutter haben sich hier zwar sehr unterschiedlich assimiliert, aber doch einen ökonomischen Aufstieg vollzogen. Sie stammt (2) aus einem anderen Kulturkreis, einer anderen Religion und noch dazu einem Kriegsgebiet. Sie ist (3) in der Adoleszenz, auf dem Weg ins Erwachsensein, und zwar als Frau in einer extrem männerhegemonialen Lebenswelt. Sie ist (4) ausgesprochen intelligent und doch, wie die Voodoo-Episode zeigt, nahe beim magischen Denken – wiederum individuell *und* gesellschaftlich verstanden. Und sie ist (5) willens und im Begriff, sich durch eine Berufsausbildung einen höheren sozio-ökonomischen Status unabhängig von ihren Eltern zu erarbeiten.

Angesichts so vieler Begrenzungen und blockierter Bewegungen ist es eigentlich nicht erstaunlich, dass Irina aufgrund – am liebsten würde ich sagen: *unter dem Vorwand* – eines Gewaltdeliktens zu uns in Beratung kommt. Sie braucht dringend eine Auflösung ihrer vielen Rätsel, und es gibt keine. Sie sucht verzweifelt nach einem Ausweg, einem Weg vorwärts durch das Gestrüpp von Erwartungen, Gesetzen, Wünschen, Verwünschungen, Hoffnung, Misstrauen, Bildern, und es gibt keinen. Schlimmer noch: Wenn sie einen fände, würde sie zugleich all das zerstören, was ihr (im erwünschten wie im gefürchteten Sinne) Halt gibt. Ihre Mutter zeigt es ihr vielleicht am deutlichsten: Es ist unmöglich, als Albanerin frei zu sein, auch und erst recht im Ausland. Kein Wunder, dass Irina ständig erschöpft ist und

wiederholt ohnmächtig wird: Das andauernde Balancieren zwischen allen Anforderungen schwächt sie, und um Frau sein zu können, *muss* sie schwach sein (das bleibt auch dann gültig, wenn man ihre Ohnmachts- und Schwächeanfälle als Konversionssymptome wahrnimmt: Nur so kann sich ihre Sexualität einen Weg bahnen). Kein Wunder andererseits, dass Irina mithilfe, eine Schlägerei anzuzetteln, Angst hat, verrückt zu werden, und an Selbstmord denkt. Wenn es weitergeht, dann nur durch einen Bruch – das sagt sie mir eigentlich. Und in gewissem Sinne nimmt diese Selbstdefinition auch bereits das Ende unserer Therapie vorweg: Irina kann unsere Beziehung nur durch Abbruch beenden.

Das Rollenselbst, mit dem sich Irina bei mir einführt, ist ein mütterliches: Sie übernimmt Verantwortung für ihren Kollegen, den sie erst später ihren Freund nennt. So kann sie sich denken: dienend-fürsorglich, und so kann sie sich eine berufliche Zukunft ausmalen: als Rechtsanwältin, Krankenschwester, Hebamme, nützlich für ihr Nahestehende und für ihr Volk. Es gibt zwar Zeiten, in denen sie sich gegen ihre Eltern und deren Regeln auflehnt, im Lauf der Jahre verzichtet sie aber wieder darauf, stellt sich eher wieder als einverstanden und dienend dar. In diesem Rollenspektrum kann sie als Frau in einer männerhegemonialen Gesellschaft leben, und in diesem Rollenspektrum akzeptiert sie mich in der Beziehung zu ihr. Nachbeelterung kennzeichnet den grössten Teil meiner Haltung und meiner Interventionen, wir finden uns in einer Art von Mutter-Tochter-Beziehung, ich werde so etwas wie eine Dienstleistungsstelle, ein Klärungsort für das Unheimlich-Untergründige. Ich muss eintauchen in ihre *social world*, sie versteht vieles erst beim Erklären selber besser. Ich bin eine Mutterfigur, aber eindeutig fremd, aussen. Ich bin ihr vertraut, aber auf Distanz; ich bin ein geheimer Ort, wo sie sich zeigen kann ohne Angst vor negativen Auswirkungen. Sie hat zwar im Spital KollegInnen, darf denen aber nicht alles sagen. Ich bin ein Gefäss für ihre Erlebnisse und Rätsel, bei mir kann sie abladen, was sie verrückt machen würde. Äusseres Zeichen dieser Beziehungsdefinition ist, dass ich sie duze, während sie mich siezt. Sie widersetzt sich meinem Wunsch, sie zu siezen, lange vehement, und als ich mich durchsetze, sind wir auch nahe beim Ende der Therapie – ohne dass ich im Rückblick sagen könnte, wie sehr mein Wunsch, aus der Beelterung auszusteigen und Irina mehr als Erwachsene anzusprechen, dazu beigetragen hat.

Sicher dünkt mich, dass es dieses Erwachsensein ist, was sie nicht aushält (weil es nicht auszuhalten *ist?*): Den Spagat zwischen ihren äusseren und inneren Welten wirklich zu denken, für sich selber in all diesem Widersprüchlichen und Unmöglichen Verantwortung zu übernehmen. Irina ist intelligent, wach, rebellisch, quicklebendig, fähig, über den Tellerrand zu schauen, fähig, ein eigenes Leben zu leben – mehr, als es vermutlich andere Mädchen ihrer Kultur können. Sie könnte beruflich alles mit Leichtigkeit schaffen, was sie möchte – wenn es eine Welt gäbe, in der sie sich frei bewegen könnte. Aber die gibt es nicht: Ihre bis anhin entwickelte Identität beinhaltet genau dieses Gefangensein, und sie ist besetzt davon und vom Kampf dagegen. Sie holt mich ins Boot, ich kämpfe mich, solidarisch mit ihr, hindurch, und sie bricht den Kontakt in dem Moment ab, in dem sie sich entscheidet, innerhalb der kosovarischen Gesellschaft zu bleiben. An diesem Punkt muss sie mich verlassen, weil ich das Dazwischen, das Sowohl-als-auch, das Suchen, das Unentschiedene verkörpere und da, wo sie angekommen ist und einen Teil von sich abgeschnitten hat, nur noch stören würde. Und schon vorher rührt vermutlich ihre ständige Erschöpfung daher: Aus ihrer Angst, das zu finden und dann leben zu müssen, was sie sucht: Übergänge, Mittelwege, Durchlässigkeiten, eigene Konstrukte, die sie einsam machen würden.

Fünf Jahre dauert dieser intermittierende gemeinsame Suchprozess. Ich begleite Irina durch die Adoleszenz, so genderbewusst, als ich es kann, halte mit ihr das

Verrückte aus, helfe ihr, Psychose und Selbstmord zu umschiffen. Immer wieder habe ich Angst um sie, fürchte, sie halte den Druck nicht mehr aus. Ich muss ein schwieriges Gegenüber sein für sie – eine, die so vieles nicht versteht. Aber zu einer Albanerin könnte sie nie gehen; ich bin genügend ungefährlich, weil genügend ausserhalb – es besteht keine Gefahr, dass ich doch irgendwie zu ihrem Kreis gehöre und sie verrate.

Auch heute noch, nachdem ich sie bereits mehrere Jahre nicht mehr gesehen habe, bleiben mir viele Fragen, die ich nicht beantworten kann: Entstand der Abbruch vielleicht gerade daraus, dass sie *mich* nicht enttäuschen wollte? Weil sie wusste, dass *ich* ihr mehr gewünscht habe? Weil sie wusste, dass ich wusste, dass sie sich mehr vom Leben erhofft hatte und sich letztendlich doch in etwas geschickt hat, was sie nicht wollte? Habe ich ihr zu viel davon gezeigt, was *ich* mir für sie gewünscht habe?

## 6.2 Giacomo

Der 18-jährige junge Mann wird uns im Herbst per Fax von der Jugendanwaltschaft Basel gemeldet. Zu dieser Zeit besteht unser Team noch aus drei Personen. Mein Kollege Klaus setzt sich mit Giacomo in Verbindung und vereinbart mit ihm einen Beratungstermin. Giacomo kommt zusammen mit seinem Vater, der nur mangelhaft Deutsch versteht und spricht. Beide Eltern sind Italiener, stammen aus Sizilien.

Giacomo erzählt, weswegen er Strafanzeige erstattet hat: Sein Mitschüler Marc hat ihn von hinten angegriffen, ihn dann ins Gesicht geschlagen, ihm das Nasenbein gebrochen. Einige seiner Kollegen sind um die beiden herumgestanden, haben aber nicht eingegriffen. Sie haben Giacomo auch nicht unterstützt oder zurück in die Schule begleitet. Weder die Lehrer noch der Rektor der Schule haben die Situation ernst genommen. Giacomo ist sehr enttäuscht über das Verhalten der Kollegen. Die Verletzung der Nase ist noch deutlich sichtbar. Klaus vermerkt im Dossier, Giacomo habe Angst. Marc ist der Ex-Freund seiner Freundin und hat ihm gedroht, ihm noch Schlimmeres anzutun, wenn er nicht von ihr lasse. Klaus empfiehlt Giacomo eine psychiatrische Abklärung und gibt ihm eine Kostengutsprache für fünf Stunden bei einem Psychiater. Es folgen dann noch einige Kontakte bezüglich der Entschädigung und Genugtuung. Danach sieht Klaus Giacomo nicht mehr und hört auch nichts mehr von ihm.

Ein Jahr später, inzwischen arbeitet Klaus nicht mehr bei uns, kommt der Vater von Giacomo unangemeldet. Ich habe eigentlich keine Zeit, aber er ist nicht bereit, zu einem späteren, noch zu vereinbarenden Termin wiederzukommen. Er ist ein Schrank von einem Mann, spricht nur gebrochen Deutsch, tritt ganz nahe zu mir, gestikuliert mir vor dem Gesicht herum, sodass ich mich bedroht fühle. Er erzählt, das Gericht habe ein Urteil gefällt, Marc müsse aber lediglich einen geringen Betrag an Giacomo zahlen für medizinische Kosten, die durch den Angriff entstanden sind. Er erklärt mir wiederholt und mit überaus lauter Stimme, sodass alle meine Kolleginnen und wartende KlientInnen es mitbekommen, er sei damit überhaupt nicht einverstanden und verlange sein Recht oder zumindest mehr Geld. Ich bitte ihn, seinem Sohn zu sagen, dass ich mit ihm sprechen möchte, um mir selbst ein Bild machen zu können, worum es eigentlich geht.

Der erste Kontakt zu Giacomo ist für mich sehr eindrücklich. Vor mir steht ein schlanker, eher schüchtern junger Mann, der gut Deutsch spricht und sich differenziert ausdrückt. Manchmal wirkt er sogar ängstlich, wartet auf das, was ich sage. Auf meine Frage hin schildert er mir noch einmal die Geschichte der

Schlägerei. Die Klassenkollegen, die beim Angriff von Marc anwesend waren, haben ihn hinterher einfach stehen lassen und sind zusammen essen gegangen. Giacomo erzählt, seither sei er Aussenseiter in der Klasse. Die ehemals guten Kollegen seien ärgerlich auf ihn, weil er sie als Zeugen genannt habe und sie vor der Jugendanwaltschaft aussagen mussten. Er hat den Eindruck, sie verachten ihn. Keiner von ihnen redet mehr mit ihm. Während er dies alles erzählt, laufen ihm die Tränen herunter. Auch zu Hause hat sich die Situation seit jenem Tag vor einem Jahr verschlechtert. Der Vater hat sich dermassen selbst angegriffen und erniedrigt gefühlt, wohl auch in seiner Ehre als Italiener verletzt, dass er schliesslich seine Arbeit verloren hat. Er musste dann sehr viel schlechter bezahlte Stellen annehmen, verlor sie aber immer wieder, wurde immer wieder arbeitslos. Giacomos Schulleistungen sind rapide gesunken, seine Versetzung ist gefährdet, da er häufig nicht zur Schule geht. Mit der Freundin hat er Schluss gemacht. Sie konnten sich immer nur heimlich treffen aus Angst davor, dass Marc seine Drohungen wahr macht. Zu dem Psychiater ist Giacomo nur fünfmal gegangen. Er fühlte sich dort nicht wohl. Aber nun hat er niemanden mehr, mit dem er über seine Situation reden kann. Auch die Freundschaft mit seinem einzigen Freund ist auseinander gegangen. Giacomo kann nicht sagen, warum dies so ist.

Giacomo hat bereits die Zusage für eine Lehrstelle. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass er die Schule abschliesst. Dieser Abschluss ist aber gefährdet. Er wirkt sehr verzweifelt und weiss keinen Ausweg aus seiner Situation. Ich rate ihm, wieder zu dem Psychiater zu gehen. Das will er auf keinen Fall. Er sagt, er habe sich dort nicht ernstgenommen und aufgehoben gefühlt.

Wir vereinbaren, gemeinsam ein Gespräch mit der Lehrerin zu führen, damit ich eine realistische Einschätzung seiner schulischen Situation bekomme. Ausserdem sage ich zu, einen Bericht an die kantonale Behörde zu schicken, die für die Bearbeitung von Entschädigungs- und Genugtuungsansprüchen zuständig ist, und darin eine bestimmte Summe als Genugtuung zu beantragen. Das Gespräch mit der Lehrerin findet in der folgenden Woche statt. Sie bestätigt die desolante Situation und empfiehlt Giacomo, nicht weiter zuzuwarten, sondern unverzüglich eine Klasse zurückzugehen und nach den Sommerferien die Abschlussklasse zu wiederholen. Auf meine vorsichtigen Fragen bestätigt sie auch, dass Giacomo sich in der Klasse schon lange auffällig verhalten hat. Seine isolierte Stellung habe er selbst zu verantworten.

Im darauf folgenden Beratungsgespräch mit Giacomo wird deutlich, dass die Gewalterfahrung mit Marc nur der Auslöser für die Eskalation seiner familiären Situation war. Ich sage ihm, ich vermute, er sei ein sehr einsamer junger Mann und habe durch seinen Rückzug in der Schule und das ständige Provozieren von Gewaltsituationen zuhause auf sich aufmerksam machen wollen. Wie zur Bestätigung schildert er, dass es fast täglich Streit gibt mit Mutter oder Vater und dass die Mutter ihn viel geschlagen hat, als er noch jünger war. Heute setze er sich zur Wehr, d.h. er werde der Mutter gegenüber gewalttätig. Dann mische sich der Vater ein, und die Situation eskaliere. Auch die Eltern untereinander streiten viel. Giacomo traut sich nicht, den Eltern von der bevorstehenden Rückstufung in der Schule zu erzählen. Er befürchtet noch mehr Streit, Gewalt und Sanktionen. Er bekommt schon jetzt kein Taschengeld mehr. Ausserdem weiss er nicht, was er bezüglich der zugesagten Lehrstelle machen soll. Ich kann ihn dazu motivieren, den Lehrlingsbeauftragten der Firma anzurufen und mit ihm ein persönliches Gespräch zu vereinbaren. Er bittet mich, weiter zu mir kommen zu können, da er dringend Unterstützung brauche. Er möchte aber auf keinen Fall zu einem Psychiater gehen.

Es dauert noch zwei weitere Beratungen, bis Giacomo zuerst mit dem Lehrlingsbeauftragten und dann mit seinen Eltern gesprochen hat. Giacomo bekommt die Zusage für die Lehrstelle erneuert, muss allerdings ein besseres Zeugnis vorlegen und in den nächsten Monaten beweisen, dass er pünktlich und lernwillig ist und keinen Unterricht mehr versäumt. Das sagt er zu. Seine Eltern haben sehr negativ auf die Rückstufung reagiert. Sie haben ihn ihre Enttäuschung deutlich spüren lassen und wollen, dass er die Schule abbricht und anfängt zu arbeiten. Er musste seinen Wohnungsschlüssel abgeben, und sein Taschengeld bleibt weiterhin gestrichen.

In den nächsten Gesprächen erfahre ich, dass Giacomo wieder mit der Freundin zusammen ist und dass er mit seiner Mutter reden konnte. Die Lage zu Hause hat sich entspannt. In den folgenden Wochen geht es immer wieder darum, wie ein Zusammenleben in der Familie möglich ist. Giacomo hat noch eine jüngere Schwester, mit der er sich häufig streitet. Weitere Themen sind Abgrenzung, Eigenständigkeit, Vermeidung von Gewalt, Pflichten und Rechte, Liebe und Freundschaft. Auch die Beziehung zur Freundin, die er nach wie vor heimlich treffen muss, ist immer wieder Thema der Beratung.

Zwischendurch sucht mich der Vater von Giacomo wieder einmal unangemeldet auf und beklagt sich über seinen, wie er sagt, schrecklichen Sohn. Er habe sich in seiner Jugend solches Verhalten nicht erlaubt und sei total enttäuscht von ihm, wolle ihn nicht mehr als Sohn. Er erzählt mir von den Gewaltsituationen zwischen Giacomo und seiner Mutter, davon, dass er nichts dagegen tun könne und seinen Sohn am liebsten bei der Polizei anzeigen möchte.

Giacomo kann sich eine Trennung von der Familie überhaupt nicht vorstellen. Schon der Gedanke allein macht ihm Angst. Er fühlt sich immer wieder massiv provoziert von seiner Mutter, wenn sie sich in seine Angelegenheiten einmischt und ihn wie ein kleines Kind behandelt. Er kann sich dann nicht beherrschen, schlägt sie und stösst sie gegen die Wand. Besonders schlimm findet er es, dass sie nicht wirklich mit ihm spricht, nach ihren Kämpfen aber alles dem Vater erzählt, ihn verrät. Trotzdem ist er sicher, dass er sie und seine Schwester nicht alleine lassen kann. Nach einigem Hin und Her ist er aber doch bereit, sich bei einer spezialisierten Jugendberatungsstelle im Hinblick auf einen eigenen Haushalt beraten zu lassen. Dies tut er dann auch tatsächlich. Von seinen Eltern soll Giacomo mir ausrichten, dass sie gern ein Gespräch mit mir abmachen möchten. Als die Mutter mich dann auch wirklich anruft, sage ich ihr, dass ich das Gespräch nicht selber machen werde, da ich zu sehr befangen bin durch den intensiven Beratungskontakt mit ihrem Sohn. Ich gebe ihr die Telefonnummer eines Familientherapeuten, mit dem ich zuvor gesprochen und von dem ich die Zusage bekommen habe, er übernehme die Beratung der Familie.

Von Giacomo erfahre ich dann, dass die Familie in der Tat bei dem Familientherapeuten war und wieder dorthin geht. Er selbst ist froh um diese Möglichkeit, mit den Eltern über seine Sicht der Familiensituation sprechen zu können. Die Gespräche dort findet er gut, wenn auch schwierig, weil die Eltern die Schuld an der Gewaltsituation zu Hause ihm in die Schuhe schieben. Er traut sich nicht anzusprechen, wie sehr er unter den ständigen Streitereien der Eltern leidet. Sie sind auch ein Grund dafür, dass er nie Freunde oder gar seine Freundin mit nach Hause nimmt: Er schämt sich für seine Eltern, die so oft streiten. Die Familiengespräche gehen weiter, obwohl der Vater es immer wieder darauf anlegt, zu spät zu kommen, oder eine Stunde kurzfristig absagt. Schliesslich gehen nur noch die Eltern hin, da immer deutlicher zu werden scheint, dass sie vor allem ihre Probleme miteinander klären müssen.

Giacomo kommt weiter zu mir. Wir vereinbaren, dass ich ihn noch bis zu den Sommerferien begleite. Danach beginnt er die Lehre. In der Schule geht es ihm gut, er kann sich konzentrieren, hat kaum noch Fehlzeiten. In der neuen Klasse fühlt er sich wohl. Mit der Freundin geht es auf und ab. Es wird immer deutlicher, dass sie den Kontakt zu der Mutter ihres Ex-Freundes behalten möchte und sich deshalb mit Giacomo nicht öffentlich zeigen will. Die Drohung von Marc steht immer noch im Raum. Giacomo ringt sehr um die Beziehung, kann sich jedoch immer mehr auch vorstellen, dass er irgendwann nicht mehr bereit sein wird, einen so hohen Preis dafür zu zahlen. Er berichtet davon, dass er im Ausgang Kontakt zu anderen Frauen aufnimmt und dadurch viel Bestätigung bekommt. Allerdings zieht er sich ängstlich zurück, als eine junge Frau, die ein paar Jahre älter ist als er, Interesse an ihm zeigt. Sie neckt ihn damit, dass sie spöttische Bemerkungen über seine etwas untrainierte Figur macht. Das verunsichert ihn sehr, führt aber schliesslich dazu, dass er anfängt, seine Muskeln zu trainieren. Zu seinem Freund hat er wieder Kontakt aufgenommen. Sie haben miteinander geklärt, warum sie sich nicht mehr gesehen haben, und treffen sich jetzt häufig. Giacomo wirkt, trotz der Schwierigkeiten zu Hause, recht stabil. Er wirkt auf mich erwachsener als noch im November.

Im Juni wird das Thema Abschied immer präsenter. Giacomo will nicht weggehen, bittet um einen letzten Termin Ende August. Ich bitte ihn, sich bis dahin zu überlegen, ob er eine Psychotherapie beginnen möchte. In unserer definitiv letzten Stunde im September (ein Dreivierteljahr nach Beginn) erzählt Giacomo, dass er die Ausbildung gut angefangen hat und dass ihm das, was er tun muss, Spass macht. Ausserdem hat er sich von der Freundin getrennt. Eine Psychotherapie möchte er gern machen, aber nicht sofort; er will mich wieder anrufen, wenn ich ihm bei der Suche nach einer geeigneten Person behilflich sein soll. Seither habe ich nichts mehr von ihm gehört.

## **Interpretation**

Äusserlich gesehen, ist Giacomo ein ganz normaler Opferhilfe-Klient: Er wurde in eine Schlägerei verwickelt, ist also Opfer einer Straftat; der Täter wurde verurteilt und zur Zahlung von Entschädigung und Genugtuung verpflichtet. Aufgabe der Opferhilfe in solchen Fällen ist es, die Abwicklung des Strafverfahrens zu begleiten und die Auszahlung des Geldes zu kontrollieren. Ausserdem gilt es abzuklären, ob das Opfer psychiatrisch-psychologische oder juristische Hilfe benötigt, und diese aufzugleisen.

Schon in den ersten Gesprächen im triangel wird aber klar, dass die Schlägerei nicht das eigentliche Problem ist, weswegen Giacomo zu uns kommt: Viel schlimmer ist für ihn die Tatsache, dass er von seinen Lehrern, seinen Kollegen und seinem Freund im Stich gelassen wurde. Ausserdem macht ihm die Brüchigkeit der Beziehung zu seiner Freundin zu schaffen, und er hat den Anschluss in der Schule verloren. Schnell wird also deutlich, dass drei Säulen seiner Identität wackelig sind: Er fühlt sich in seiner Leiblichkeit durch die Schläge und die Demütigung beschädigt (1. Säule), sein soziales Netzwerk (sowohl Peergroup als auch Familie) hat Risse bekommen (2. Säule), und er ist in seiner Leistungsfähigkeit massiv eingeschränkt (3. Säule). Darüber hinaus kann man vermuten (auch wenn er nicht explizit davon spricht), dass auch seine subjektiven Zukunftsperspektiven düster sind (4. Säule) und seine kulturellen und familientradierten Werte durch die schlechte Beziehung zu den Eltern enorm an Tragfähigkeit eingebüsst haben (5. Säule). Mit andern Worten: Es bleibt nicht viel Stabiles übrig, Giacomo steckt in einer massiven, bedrohlichen Lebenskrise.



Die zweite Serie von Beratungsgesprächen wird aber nicht von Giacomo, sondern von seinem Vater initiiert. Und der will sich nicht etwa für seinen Sohn einsetzen, sondern *er* fühlt sich ungerecht behandelt und verlangt lautstark Genugtuung. Hier wird erneut Giacomos Nicht-Getragensein sichtbar.

Der erste Kontakt mit Giacomo wird schnell zu einer wirklichen Begegnung. Er ist sehr offen und bereit, sich auf mich einzulassen. Für mich ist diese erste Begegnung mit ihm auch deshalb so eindrücklich, weil er mir ein völlig neues Puzzlestück seiner Geschichte zeigt: Er stellt sich mir als recht hilfloser Jüngling dar, geradezu als verlorenes Kind, das mit einem eigentlich geringfügigen, schon über ein Jahr zurückliegenden Ereignis nicht zurechtkommt. Allem Anschein nach hat er keine ausreichenden inneren Verarbeitungsmöglichkeiten (Ressourcen) und auch keine äussere Unterstützung, weder bei seinen Eltern noch in seiner Peergroup, und schleppt deshalb die Trauer und Enttäuschung über jenes Vor-kommnis wie eine schwere Last mit sich. Man kann das allerdings auch anders lesen: Jene Schlägerei hat genau abgebildet, sagbar und für andere sichtbar gemacht, was für Giacomo wahr ist: Wie allein er steht, wie wenig getragen und verstanden er sich fühlt, wie wenig unterstützend das soziale Netzwerk ist, das er sich (als Neuauflage seiner Herkunftsfamilie?) konstruiert hat, wie sehr er Anschluss sucht und welcher hohen Preis er dafür zu zahlen bereit ist.

So gesehen, steht die zweite Beratungsserie, mit der ich ins Spiel komme, unter einem schlechten Stern: Giacomos Vater hat das Erlebnis seines Sohnes zu seiner eigenen Sache gemacht und ist drauf und dran, es (und damit Giacomo) für die Wiederherstellung seines eigenen Selbstwertes zu instrumentalisieren, der schon lange angeschlagen zu sein scheint: Er selber hat keine Ausbildung, arbeitet als Handlanger, steht innerhalb der Familie eher am Rande. Zum Glück stellt er sich bei mir so massiv, fast gewalttätig in den Vordergrund, dass ich es merken muss und Giacomo zu einem eigenen Platz in der Geschichte verhelfen kann.

Beratungsmethodisch ist der Übergang von der finanziellen zur emotionalen und Familien-Ebene heikel: Der Vater bietet reine Sachfragen als Thema an, auf die man leicht einsteigen und es dann dabei belassen könnte – man könnte sich ohne weiteres nur um die Genugtuung und allenfalls noch die Lehrstelle kümmern und sich dann wieder zurückziehen. Giacomos Beitrag dazu, dass wir eine Ebene tiefer kommen, ist, dass er „reif“ ist und sich auf die Beratung einlässt: Er wagt es (was besonders schwer ist für Männer!), sich als Opfer und als bedürftig wahrzunehmen und damit zu regredieren, er nimmt mein Gesprächsangebot an, hört mir zu, lässt sich zum Denken anregen, bringt seinerseits Erinnerungen und neue Fragen, er kommt zuverlässig und pünktlich zu unseren Besprechungen, er geht eine Beziehung mit mir ein. Er möchte seine Familiensituation wirklich verändern, auch wenn er gleichzeitig Angst davor hat. Er steht sogar die Familiensitzungen durch, obwohl er da von den Eltern in eine unrühmliche Rolle geschoben wird.

Die erste Zeit der Beratung sind wir ganz mit dem ersten Weg der Heilung beschäftigt. Vater und Sohn verstehen zu Beginn den jetzigen Zustand ausschliesslich als Ergebnis des äusseren Ereignisses, aber im Verlauf des Nachfragens und Erzählens schaffen wir eine Ko-kreation seiner Geschichte: Für Giacomo und mich wird deutlich, dass die jetzigen Probleme älter sind, mit Vergangenen im Zusammenhang stehen. Giacomo ist fähig, meine Unterstützung dazu zu nützen, selber eine exzentrische Position einzunehmen, sich vielleicht zum ersten Mal über sich selber und das, was er erlebt und gestaltet hat, zu wundern und sich seiner Wünsche bewusst zu werden.

Rasch biete ich ihm auch den zweiten Weg der Heilung an, nämlich das Sich-Anvertrauen und Abhängig-Sein, und er kann ihn nutzen. Ich steige in eine Als-ob-Elternrolle ein, indem ich ihn zu dem Gespräch mit der Lehrerin zuerst ermuntere, dann auch begleite.

Was heisst das, wenn Giacomo sagt, er möchte weiterhin zu mir kommen und Unterstützung bekommen? Ich lese es so: Er sucht Ko-respondenz und kann sie aufnehmen, wo ich sie ihm anbiete; er will reden, er braucht ein Gegenüber, das ihn ernstnimmt und dem er das sagen kann, was er denkt und fühlt. Er weiss (ohne es sagen zu können), dass er sich über seine Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Phantasien nur klar werden kann, wenn er sie ausspricht und sie anhand der Reaktionen eines Andern konkretisiert. Innerhalb der Familie geht das nicht, weil er zu sehr zwischen seinen Eltern steht, von beiden benützt wird und beide für sich zu benützen versucht. Aber mit jemand Aussenstehendem ist er zu enorm viel Bewusstseinsarbeit und emotionalem Verstehen fähig.

So gesehen, ist die Beratung mit Giacomo erfolgreich: Es gelingt uns, sowohl die vordergründigen Sachfragen zu bearbeiten als auch die Türe zu den anstehenden emotionalen Themen aufzustossen, und er packt zu, stabilisiert sich, nimmt neue Schritte in Angriff, steht schon bald wieder auf eigenen Beinen, scheint seine Persönlichkeit probierend weiterzuentwickeln. Besonders vielversprechend dünkt mich, dass er sich mit seiner Männlichkeit und seiner Körperlichkeit beschäftigt; dazu passt auch gut, dass er zu seinem Freund wieder Kontakt aufnimmt.

Drei Fragen bleiben für mich offen: Warum bleibt Giacomo so lange in der Beziehung zu seiner Freundin verstrickt, lässt sich so lange hinhalten und klein machen? Was ist die Bedeutung seiner Gewalttätigkeit gegenüber der Mutter? Und warum entzieht er sich unserem Beratungskontakt, ohne wirklich Abschied zu nehmen? Vorderhand kann ich für mich dazu nur folgendes denken: Giacomo hat mich an die Position seiner Mutter gesetzt – zuerst der Mutter, die er sich wünschte, die für ihn da war und die er verwenden konnte, ohne deswegen an ihr schuldig zu werden oder von seinem Vater dafür bestraft zu werden. Je wichtiger ich aber für ihn werde, je mehr er sich mir und überhaupt jemand Anderem anvertraut, desto mächtiger erlebt er mich, desto weniger kann er seinen Abstand zu mir regulieren und desto mehr geht es ihm mit mir wie mit seiner Freundin und seiner Mutter: Er muss sich uns unterwerfen, kann uns nicht offen die Stirne bieten, ein neues Verhältnis mit uns aushandeln, es bleibt ihm nur der stille Abgang – so, wie sich sein Vater nur in passiven Widerstand und Krankheit zurückziehen kann. In dieser Hinsicht sind wir auf halbem Weg stehen geblieben – wir haben seine Übertragung nicht durcharbeiten können. Bleibt zu hoffen, dass Giacomo unseren Beratungsgesprächen und den erarbeiteten konkreten Veränderungen trotzdem genügend Stärke entnehmen kann, um sich selber anders wahrzunehmen, sich aktiver und aggressiver (aber nicht mehr im Sinne des destruktiv-körperlichen Kampfes) zu entfalten, um dranzubleiben und seine nächsten Schritte ins Erwachsensein zu wagen.

### **6.3 Eliane**

Eliane ist 17, als sie zusammen mit ihrer Mutter zu uns kommt. Diese hat den ersten Telefonkontakt hergestellt und sich und ihre Tochter bei uns angemeldet. Eliane

möchte, dass ihre Mutter bei dem Gespräch dabei ist. Sie erzählt, dass sie mit einer Freundin und zwei Freunden aus ihrer Clique die Silvesternacht ausserhalb von Basel verbracht hat. Sie seien in Stimmung gekommen, mit Hilfe von Alkohol, im Verlauf dieser Nacht sei sie aber von einem Mann, der sie und die Freundin ein paar Mal belästigt hatte, vergewaltigt worden. Sie erzählt das alles mit offensichtlicher Mühe. Sie ekle sich heute noch, wenn sie daran denke. In einem späteren Bericht beschreibt sie ihren damaligen Gemütszustand so: „Ich kotzte beinahe vor Ekel und habe nur noch geweint, mich gewehrt und geweint. Wenn er mir nicht gerade den Mund zuhielt, habe ich geschrien. Diesen Moment habe ich wie einen kleinen kaputten Film im Kopf, der mir manchmal wieder hochkommt. Auf jeden Fall ist es mir dann doch gelungen, mich zu befreien, und ich rannte davon. Ich war so geschockt. Ich konnte fast nicht mehr reden. Ich checkte nicht ganz, was eben gerade geschehen war. Ich sagte zu den anderen, ich wolle nur noch sterben, ich konnte nicht mehr normal denken. Es kam mir alles wie eine völlig absurde Geschichte vor. Ich wollte zur Brücke rennen und mich dort in die Tiefe stürzen. Dann kam die Polizei...“. Eliane möchte gern zu Beratungsgesprächen kommen, aber eine Therapie machen möchte sie vorerst nicht. Als die Mutter für sich auch Beratung und Unterstützung wünscht, wird Eliane sehr ärgerlich: „Du warst doch gar nicht dabei“.

Im darauf folgenden Gespräch erzählt sie, sie habe wenig Vertrauen zu ihren Eltern, und die wüssten gar nicht, wie es ihr geht. Sie beschreibt ihre äussere Situation: Sie hat die Schule abgeschlossen und möchte jetzt eine Lehrstelle, egal für welchen Beruf, tut aber wenig dafür. Meistens hängt sie zu Hause herum, trifft sich mit Kolleginnen, mit der Clique. Ihr Freund Claudio, der zurzeit im Militärdienst ist und deshalb auch an der Silvesterparty nicht dabei war, wohnt meistens bei ihr zuhause, wenn er in Basel ist. Eliane ist Leiterin einer Pfadfindergruppe und hat grossen Spass daran.

In dieser Beratungsstunde erzählt sie mir ausserdem von einer früheren Vergewaltigung, die sie vor eineinhalb Jahren erlebt hat. Ein Mann ist ihr auf dem Weg nach Hause gefolgt und hat sie überwältigt. Einzelheiten mag sie nicht erzählen. Sie habe bisher mit niemandem darüber gesprochen. Nach dem Erlebnis in der Silvesternacht habe sie es zum ersten Mal der Freundin und den beiden Jungen, später auch Claudio erzählt. Das Gespräch verläuft sehr schleppend, Eliane redet wenig spontan, sie wartet immer wieder, bis ich ihr eine Frage stelle.

Beim nächsten Treffen sprechen wir darüber, ob sie im Nachhinein glaubt, sie hätte in der Situation mit dem Mann in der Silvesternacht etwas anders machen können. Sie glaubt das nicht. Am Schluss der Stunde erfahre ich, dass sie die Aufnahmeprüfung an der Kunstgewerbeschule machen möchte.

Dann erzählt sie, sie habe zwei Tage in einem Kindergarten geschnuppert. Heute hat man ihr gesagt, man wolle sie nicht als Praktikantin. Als Begründung für die Ablehnung erfährt sie, sie habe „nicht genügend Feuer gezeigt“. Das Gleiche hat sie gehört, als sie vorher eine Schnupperwoche in einer Restaurant-Küche machte. In dieser Stunde wird deutlich, wie sehr ihr Selbstbild von dem abweicht, das andere von ihr haben. Sie sagt, Köchin und Erzieherin seien nicht ihre Traumberufe, sie habe sich aber trotzdem wirklich eingebracht. Im weiteren Gespräch wird fühlbar, dass sie nach aussen hin selten zeigt, wie sie sich innerlich fühlt. Auch mit Kolleginnen und Kollegen ist sie meist fröhlich, selbst wenn es ihr gar nicht gut geht. Vor der nächsten Stunde bekomme ich einen Anruf von Elianes Mutter. Sie möchte unbedingt, dass Eliane eine Psychotherapie macht. Sie wäre aber auch einverstanden, wenn sie weiter zu mir käme. Sie hat grosse Schwierigkeiten mit ihrer Tochter und weiss, dass diese ihr nicht viel von sich erzählt. Eliane erzähle ich dann

vom Anruf und der Besorgnis der Mutter. Sie betont noch einmal, sie würde weiter zu mir kommen, aber jetzt keine Psychotherapie machen. Sie ist bereit, auf Wunsch der Mutter zur Berufsberatung zu gehen, um herauszufinden, für welchen Beruf sie geeignet wäre.

Wenn sie von sich als Kind erzählt, wird sie lebendiger und erzählt flüssiger. Dabei erwähnt sie, dass sie in der Primarschule von ihrer Lehrerin als „unnormal“ eingestuft wurde, nachdem sie beim Spielen einen Kameraden aus dem Fenster gestossen hatte (im Parterre). Die Lehrerin hat sie danach nie mehr mit anderen allein gelassen. Auch ist sie auf deren Anraten zu einer Kinesiologin gegangen. Dort hat sie es jedoch nicht lange ausgehalten, war nur wenige Male dort.

In den folgenden Gesprächen sprechen wir über Vertrauen, ihre Selbsteinschätzung und die Wahrnehmung der Anderen; auch darüber, ob sie überhaupt etwas will, und dass sie „irgendwie falsch“ ist. Die Aufnahmeprüfung an der Kunstgewerbeschule hat sie bestanden. Sie kann es selbst fast nicht glauben.

Das Thema Vertrauen rückt in den Vordergrund, als sie fast nicht herausbringt, dass sie aufgrund eines Testes weiss, dass sie schwanger ist. Diese Situation ist eine grosse Belastung, und für sie ist klar, dass sie ihren Eltern und den Freundinnen nichts davon erzählen wird. Das Für und Wider eines Kindes ist das Hauptthema in den nächsten Stunden. Dann entschliesst sie sich zusammen mit Claudio zu einer Abtreibung, auch wenn sie grosse Angst davor hat. Nach der Abtreibung geht es ihr recht gut, sie wirkt nicht depressiv. Ich habe sogar den Eindruck, sie ist offener geworden in unseren Gesprächen.

Nach den Sommerferien erfahre ich, dass sie ein paar Mal hintereinander in Gewalt-situationen verwickelt wurde: Im Zug wurde sie von einem Kontrolleur beschimpft, es gab Handgreiflichkeiten mit ihrer Freundin und mit Claudio, im Ausgang zusammen mit Claudio wurde sie von mehreren jungen Männern angepöbelt und beschimpft. Als sie sich zur Wehr setzte, wurde sie zu Boden gestossen, getreten und geschlagen. Auch Claudio wurde bedroht und verprügelt. Sie war eine Nacht im Krankenhaus zur Beobachtung.

Zwei Wochen später stirbt ganz plötzlich ihre Freundin. Dieser Tod nimmt sie sehr mit. Zusammen mit ihren Freundinnen trauert sie und nimmt Abschied, und auch wir sprechen lange darüber. In den nächsten Stunden denken wir immer wieder über ihre berufliche Zukunft und die oft sehr schwierige Situation mit Claudio nach. Er trinkt gern und eigentlich immer, wenn sie mit ihrer Clique zusammen sind. Oft gibt es dann unschöne Szenen, in denen er Streit anfängt oder sie blossstellt. Auch betrübt es sie, dass sie zu einigen Kolleginnen aus ihrer Clique nicht mehr den gleich engen Kontakt hat wie „früher“.

In einem unserer Gespräche sage ich ihr, dass ich sie noch bis zum Abschluss der Schule, also noch etwa ein Vierteljahr, begleiten werde. Ich biete ihr an, ihr einen Therapieplatz zu vermitteln, wenn sie das möchte. Sie will darüber nachdenken.

Eliane kann noch immer nicht wirklich über ihre Gefühle sprechen. Als wir über den Bericht reden, den ich dem Gericht einreichen will, um für sie Genugtuung zu beantragen, kann sie zwar sagen, es mache ihr grosse Mühe, über die Vergewaltigung zu sprechen, aber sie kann nicht sagen, *welche* Gefühle es in ihr auslöst. Immer wieder versucht sie, mit ihrem Freund zu reden, wenn es ihr nicht gut geht, aber er kann ihr nur kurz zuhören, lenkt dann ab oder schläft ein.

Die Stunden vor den Sommerferien und damit vor dem Ende der Beratung verlaufen nicht anders als die davor. Eliane kommt immer gern, sagt sie, sie kann aber nach wie vor nicht gut reden, und es hängt viel an mir. Zu unserer letzten Begegnung bringt sie mehrere Geschenke für mich mit: Ein selbst bedrucktes T-Shirt, ein selbst gemaltes Aquarell (man sieht durch eine halboffene Türe in einen verschwommen dargestellten hellen Raum) und eine Blume.

## Interpretation

Wenn ich mich an die Gespräche mit Eliane erinnere, ist mir am deutlichsten mein Ohnmachtsgefühl: Das lähmende Erleben, dass sie mich nicht an sich heran lässt, mich zappeln lässt, mir alle Arbeit zuschiebt, mir keinen Schritt entgegenkommt – und mich mit dem quälenden Gefühl allein lässt, alles, was ich mache, sei falsch. Ich wünschte mir, ich hätte diese Gedanken so klar formulieren können, *während* ich mit Eliane unterwegs war, und nicht erst jetzt, hinterher. Es hätte mir viel angestregtes Bemühen erspart, viel Misserfolgserleben, viel Ärger und Ablehnung ihr gegenüber, wofür ich mich dann wiederum schämte. Trotzdem bin ich zufrieden mit dem, was wir erreicht haben: Das Aquarell, das sie mir zum Abschied schenkt, lese ich im Nachhinein als Bestätigung dafür, dass ich ihr, vielleicht gerade dank meinem nur rudimentären Verstehen, ermöglicht habe, die Türe zu ihrem inneren Raum ein wenig zu öffnen: *Ein gewisses Mass an Nicht-Wissen scheint mir gerade in der Arbeit mit Adoleszenten unverzichtbar, weil diese ein Zuviel-Wissen sensibel spüren und manchmal mit einem Kampf ums Recht-Haben darauf reagieren* (Feuling 2009, 158).

Anhand meiner Vorstellung von Eliane und mir, also anhand meiner Gegenübertragung, kann ich mir jetzt ein Bild von ihrer *social world* machen: wie sie die Welt und sich in der Welt erlebt. Ihr Rollen-Selbst, könnte man sagen, besteht darin, dass sie immer die Passive, Ausgelieferte ist, die kein Feuer zeigt und dafür den Bonus erhält, unschuldig zu sein, während ihre Umgebung aktiv, mächtig, bedrohlich und tendenziell böse ist, Anlass zu Ekel, Angst vor Unnormalsein gibt und dem Kontrollverlust nahe ist. So scheint sie ihre Wahrnehmung, aber auch ihre Beziehungen zu organisieren. Sie delegiert (man könnte auch sagen: projiziert) das Lebendige an (auf) ihr jeweiliges Gegenüber, und dieses übernimmt es: Die Mutter drängt sie zur Beratung und in die Therapie, Claudio verhält sich oft Macho- oder Pascha-artig, sie gerät erstaunlich oft in Gewaltsituationen, und ich übernehme in unseren Gesprächen ebenfalls unüblich viel Verantwortung (und erst noch Schuld), bewege mich meistens im supportiven Therapiestil (konfrontativ war ich nur da, wo es um ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung und um die Lehrstellen ging). Anders gesagt: Eliane kann ihre Grenzen schlecht wahren, sie neigt zur (oder steht strukturell auf der Stufe der) Konfluenz.

Ich vermute, das, was sie da von sich weist oder gar nicht zu empfinden wagt, ist im Grunde das Sexuelle: Sie sucht uns zwar aufgrund einer Vergewaltigung auf, aber darin kommt Sexualität nur als destruktiver, eindringender Anspruch eines Fremden vor, während sie selber gar nichts will, schon gar nicht sexuell-erotisch, aber auch nicht beruflich oder in ihren Beziehungen. Auch mir gegenüber zeigt sie sich ausschliesslich abwartend, gefügig, sucht nie aktiv meine Nähe, stellt keine Ansprüche, hält ihre Gefühle zurück, wie wenn ich sie dafür verurteilen würde. Sie erzählt nie Genaueres darüber, wie sie mit Claudio zusammenlebt, ob es darin für sie lust- oder vertrauensvolle Momente des Austauschs gibt; sie erwähnt mit keiner Silbe ihren Vater oder die Beziehung ihrer Eltern; und bezeichnenderweise frage ich sie auch nicht nach all dem, verschone sie davor.

So gesehen, wäre Eliane eine von den Jugendlichen, von denen *Flanders* (2009, 88) schreibt: *Verwirrte Adoleszente wiederholen manchmal Freuds Hypothese* (von der realen zudringlichen Verführung durch einen Erwachsenen – eine Hypothese, die er bekanntlich später aufgab, R.A.), *die ihnen eine Erklärung für ihre Verwirrung und Notlage liefert, indem sie durch eine Geschichte von sexuellem Missbrauch den bedrängenden emotionalen und libidinösen Anforderungen einen Sinn verleiht. Diese Anforderungen können dem Adoleszenten zu kompliziert erscheinen, als dass er sich mit ihnen konfrontieren oder sie anders betrachten könnte.*

Als zu kompliziert mag Eliane die Anforderungen ihrer Adoleszenz auch deshalb empfinden, weil sie damit ziemlich allein gelassen zu sein scheint: Die beiden einzigen Erwachsenen, die sie als mögliche Verbündete im Ringen mit ihrer Entwicklung überhaupt erwähnt (die Mutter und die Primarlehrerin), setzen sich beide nicht wirklich mit ihr auseinander. Die Lehrerin nimmt zwar etwas Bedürftiges wahr, verharmlost aber Elianes Spannungspotential, und ihr Rat, eine Kinesiologin aufzusuchen, greift zu kurz; die Mutter drängt sich selber als bedürftig in den Vordergrund. Beide verwischen deutliche Hinweise darauf, dass Elianes inneres Leben nicht so ruhig und spannungslos ist, wie sie es darstellt, wenn sie das Unklare, Böse aussen ortet. Beunruhigend wird das erst recht, wenn sie in ihre Erzählungen zweimal den Tod hineinbringt: als Selbstmordimpuls nach der zweiten Vergewaltigung und als rätselhaften Verlust in ihrer nahen Clique, und wenn man ihre Neigung, sich in gefährliche Situationen zu bringen, als Versuch liest, Angst und Lustphantasien an etwas Konkretes zu binden. So gesehen, ist Eliane gefährdet.

Was sind dann meine Aufgaben und Möglichkeiten in der Beratung? Doppelt paradox: Zum einen muss ich mich zwar dem staatlichen Auftrag gemäss auf die unmittelbaren Folgen eines traumatisierenden Vergehens beschränken – habe aber eine Jugendliche vor mir, die offensichtlich unter grossen Entwicklungsdefiziten leidet. Zum andern muss ich sie da abholen, wo sie steht, und das mit ihr denken und tun, wozu sie jetzt bereit und fähig ist, muss ihr Zeit lassen und sorgfältig mit ihr Wege suchen, sich zu öffnen – aber gleichzeitig muss ich effizient sein und sie so bald als möglich an eine spezialisierte Stelle (hier: eine Psychotherapeutin) weiterweisen. Auf diese Dilemmata werde ich im Kapitel 7 näher eingehen.

Wenn ich ganz von Elianes Erlebensweise ausgehe, war diese Soziotherapie zu kurz, hat eigentlich noch in der Anfangsphase aufgehört. Eliane hätte sehr viel mehr Zeit mit mir gebraucht, um zu mehr Vertrauen in sich und gegenüber mir zu finden und sich zu einer Psychotherapie zu entschliessen; mehr Zeit, um auf dem zweiten und dem dritten Weg der Heilung und Förderung voranzuschreiten. Es hätte ihr gut getan, noch mehr Nach-Beelterung zu erleben, zeitweise die Last des Erwachsen-Werdens mit mir zu teilen. Und sie hätte fortfahren können, in Kontakt mit ihren eigenen Möglichkeiten zu kommen, sich besser wahrzunehmen und für wahr zu nehmen. Malen fällt ihr leichter als Reden, und Arbeit mit kreativen Medien wäre vermehrt indiziert gewesen. Ihr Aquarell weist aber schon darauf hin, dass sie das Gefühl bekommen hat, mich in sie hineinschauen lassen und selber in sich hineinschauen zu können. Dazu passt, dass sie mich einige Zeit nach dem Ende unserer Gespräche um Rat fragte, als es in ihrer Beziehung mit Claudio heftiger kriselte.

#### **6.4 Franziska**

Franziska, genannt Franzi, kommt zusammen mit Frau Eberli zum Erstgespräch, ihrer Betreuerin im Kinderheim. Sie ist 11 Jahre alt und seit knapp einem Jahr durch die zuständige Vormundschaftsbehörde (VB) im Heim platziert, weil sie massive häusliche Gewalt erlebt hat und ihre Mutter sie nur schlecht betreute. Die Mutter ist Alkoholikerin, nimmt aufgrund ihrer Drogenabhängigkeit Methadon und wegen eines ADHS Ritalin. Sie ist verheiratet mit einem Iraner, der sie und Franzi häufig geschlagen hat, wenn er betrunken war. Ihren leiblichen Vater kennt Franzi nicht, auch Frau Eberli weiss nichts von ihm; die Mutter spricht nicht über ihn. Die Sozialarbeiterin der VB hat empfohlen, Franzi zu uns zu bringen.

Die Grosseltern von Franzi haben sie vorher zu sich geholt. Da sie sich jedoch den Attacken ihrer Tochter, die damit nicht einverstanden war, nicht gewachsen fühlte, wurde Franzi dann platziert. Sie ist nach wie vor häufig an den Wochenenden bei ihren Grosseltern. Zu ihrer Mutter nach Hause darf sie nicht. Vereinbart wurde, dass die Mutter sie einmal monatlich abholt, aber nur, wenn sie vorher einen Alkoholtest macht. Da sie dies nicht will und auch nicht tut, kommt sie nur sehr unregelmässig, häufig über einen längeren Zeitraum gar nicht. Franzi scheint unter dieser Situation sehr zu leiden, spricht aber nicht über ihre Gefühle. Die BetreuerInnen im Heim und die Sozialarbeiterin der VB machen sich grosse Sorgen um Franzi, da sie sehr in sich gekehrt und verschlossen ist. Frau Eberli sagt, dass sie sich für Franzi einen Ort wünschen, an dem sie über ihre Gefühle reden kann. Wir vereinbaren, dass ich Franzi vorerst viermal sehe und wir uns dann wieder treffen, um über eine Fortsetzung bei mir oder an einem anderen Ort zu entscheiden. Das Mädchen ist damit einverstanden und möchte, da das Heim ausserhalb von Basel liegt, das nächste Mal nochmals von Frau Eberli begleitet werden.

Franzi kommt pünktlich zur vereinbarten Zeit. Frau Eberli bringt sie bis zur Tür und verabschiedet sich dann; Franzi soll nachher allein ins Heim zurückkommen. Sie wirkt sehr ängstlich und ein wenig verloren. Sie hat einen etwas dunkleren Teint, dunkle, lockige Haare – sie ist ein hübsches Mädchen. Als wir uns gegenüber sitzen, mag sie mich offenbar gar nicht anschauen. Ich frage sie nach ihrem Alltag im Heim, und beim Erzählen wird sie ein wenig lebendiger. Ich erfahre, in welche Schule sie geht, wie ihre Freundin heisst, dass sie gern bastelt, dass sie Geige spielen lernt und sportlich aktiv ist. Im Heim sei sie gern, sagt sie, nur mag sie die „Ämtli“ (Hausarbeiten) nicht, die die Kinder machen müssen, und auch nicht, dass sie immer von allem etwas essen muss. Sie erzählt, dass sie regelmässig bei den Grosseltern ist und dort auch ihren Onkel trifft, den Bruder ihrer Mutter.

Das nächste Mal kommt sie eine halbe Stunde zu früh und muss auf mich warten. Sie hat den Weg gut gefunden, ist aber vorsichtshalber etwas zu früh vom Heim losgefahren, für den Fall, dass sie sich verfährt. In dieser Stunde frage ich sie nach ihrer Mutter und danach, ob sie sie vermisst. Ich frage sie auch, was sie tut, wenn sie traurig ist. Franzi erzählt, dass die Mutter ihr gesagt hat, sie sei sehr krank und könnte an der Krankheit sogar sterben. Franzi ist offensichtlich nervös, wenn sie von der Mutter spricht. Sie erzählt noch, mit der Mutter sei vereinbart worden, dass sie Franzi alle zwei Wochen im Heim abholt. Diese Vereinbarung gilt ab nächster Woche. Wenn sie traurig sei, zeige sie das im Heim nicht. Sie gehe dann immer in ihr Zimmer und lese. Ich bitte sie noch, mir etwas über den Heimalltag zu erzählen, damit ich mir ein Bild von ihrem Leben dort machen kann. Beim Erzählen wird sie zusehendsmunter.

In der nächsten Stunde erzählt Franzi, dass die Mutter zum vereinbarten Termin wirklich gekommen ist und dass sie nun denkt, sie werde auch beim nächsten Mal kommen. Bei den Grosseltern fühlt sie sich wohl; schwierig findet sie es nur, wenn sie auf ihre Tochter, also Franzis Mutter, schimpfen und sagen, sie werde ja doch

nicht regelmässig kommen. Das macht Franzi wütend, aber zeigen kann sie es ihnen nicht. Franzi wünscht sich mehr Kontakt zu ihrer Mutter. Im Gespräch über diesen Kontaktwunsch entwickelt Franzi folgendes Bild: Die Mutter solle bei ihr im Heim wohnen, jedenfalls tagsüber. Dann könne sie weiter ihre Schule besuchen, mit ihren Freundinnen zusammen sein und doch auch mit ihrer Mutter. Nachts dürfe die Mutter dann wieder in ihre Wohnung fahren – da brauche sie sie ja nicht.

Nach der vierten Stunde versuche ich mit der Sozialarbeiterin der VB über die Beratungssituation mit Franziska zu sprechen, erreiche sie jedoch über einen längeren Zeitraum nicht. Auch Frau Eberli ist immer wieder nicht erreichbar. Franzi kommt weiterhin regelmässig jede Woche. Da ihr das Reden offenbar sehr schwer fällt, schlage ich vor, vom Nur-Reden ins Auch-Machen zu wechseln. Wir vereinbaren, dass wir zusammen spielen und einmal ich etwas dafür vorbereite, das andere Mal sie etwas mitbringt. Damit ist sie sehr einverstanden.

Beim nächsten Mal habe ich dann Packpapier auf dem Boden ausgebreitet und Stifte bereitgelegt. Ich schlage vor, dass wir abwechselnd etwas aufs Papier malen, und ich fange an. Schnell entsteht so ein gemeinsames Bild. Wir reden nicht oder nur wenig. Franzi wirkt sehr konzentriert. Sie malt immer wieder weit in das hinein, was ich gemacht habe, und kommt mir auch körperlich immer wieder sehr nahe. Diese Erfahrung, dass sie beim Tun sehr konzentriert und still ist und mir körperlich näher kommt, mache ich in den folgenden Stunden immer wieder.

Inzwischen konnte ich sowohl mit der VB als auch mit Frau Eberli sprechen. Beide wünschen sich für Franzi, dass sie weiter zu mir kommen kann, und Frau Eberli sagt noch, sie habe den Eindruck, Franzi sei sehr gern bei mir. Ich habe für mich bereits beschlossen, die Beziehung zu ihr weiter auszubauen, Franzi nicht an eine andere Stelle weiter zu verweisen. Sie ist das erste Kind in diesem Alter, das ich länger als zwei oder drei Sitzungen betreue; aber mir ist bewusst geworden, dass sie bereits angefangen hat, eine Beziehung zu mir aufzunehmen, und dass ich das nicht von mir aus abbrechen kann und es auch nicht tun werde.

In der folgenden Stunde sage ich Franzi, dass ich mit den beiden Frauen gesprochen habe und dass wir beschlossen haben, sie solle weiterhin zu mir kommen. Unsere gemeinsame Zeit teile ich nun immer in Redezeit und Spielzeit auf. Das scheint ihr sehr entgegenzukommen. In der Redezeit erfahre ich, dass ihre Mutter seit jenem einen Mal vor einigen Wochen nicht wieder gekommen ist und sich auch nicht gemeldet hat. Wenn ich sie darauf anspreche und sage, das sei doch wohl sehr enttäuschend für sie, gibt sie mir zur Antwort, sie warte gar nicht mehr und sei deshalb auch nicht besonders traurig. Auffällig ist, dass sie immer eine Erklärung dafür bereit hat, dass ihre Mutter nicht kommen konnte.

In einer der nächsten Stunden berichtet sie, ihr Onkel habe viel von ihrer Mutter früher erzählt. Sie sei zweimal verheiratet gewesen, aber immer an die falschen Männer geraten. Von ihrem Vater weiss er nur, dass er im Gefängnis war und mit Drogen gehandelt hat.

Die Redezeiten mit Franzi bleiben schleppend. Ich erfahre, dass in der Schule ein Termin für die Besprechung ihres Zeugnisses festgelegt wurde. Sie ist sicher, dass ihre Mutter, die sie noch nicht wieder gesehen hat, zu diesem Treffen kommen wird. Sie sagt, dies sei ein wichtiger Termin, und den würde ihre Mutter bestimmt nicht verpassen. Beim nächsten Mal erfahre ich dann, dass die Mutter nicht gekommen ist und auch nicht abgesagt hat. Auch zum Standortgespräch im Heim kommt sie nicht.



Einmal bitte ich Franzi, die Mitglieder ihrer Familie als Tiere zu malen. Das tut sie gern, kennt das schon aus der Logopädie. Als grösstes Tier, einen Löwen, malt sie ihren Onkel, sich selber vergisst sie. Schliesslich malt sie sich dann auch noch, als Pferd. Als wir über die einzelnen Tiere sprechen, sagt sie nur, der Löwe sei mächtig und könne alle fressen.

Nach etwa einem halben Jahr meldet sich die Mutter im Heim. Offenbar geht es darum, dass vonseiten der VB die Sorgerechtsfrage neu gestellt werden soll. Für Franzi heisst der Anruf jedoch, dass die Mutter nun wieder kommen will und nur deshalb anruft, weil sie ja nicht mehr wissen kann, für welchen Wochentag der nächste Besuch abgemacht ist.

Ich frage Franzi, ob sie Lust habe, etwas zu basteln. Auf diesen Vorschlag reagiert sie freudig. Bei der Auswahl des Materials sagt sie klar, was sie mag und was nicht. Ton gehört zu den Materialien, die sie nicht mag, Pappmaché jedoch gefällt ihr. So planen wir, ein Sparschwein aus Pappmaché herzustellen. Wieder arbeitet sie still und konzentriert und redet kaum. Ich erfahre aber, dass die Mutter doch nicht gekommen ist. Als nächstes planen wir, Pfannkuchen zu backen, die sie sehr gern hat. Sie ist ausgesprochen geschickt und lernt schnell. Inzwischen ist der Kellerraum, in dem sich die Küche für das ganze Haus befindet, „unser“ Werkraum geworden. Franzi geht immer schon voraus, sobald wir uns begrüsst haben.

Einmal passiert etwas, was unsere Beziehung auf einen Schlag intensiviert. Franzi kommt immer abends nach der Schule zu mir, und wenn sie weggeht, arbeitet kaum noch jemand im Haus. Als sie nach einer unserer Kochstunden mit den Resten nach Hause fahren will, kommt sie zurück und sagt, die Haustüre sei abgeschlossen. Schlagartig wird mir bewusst, dass ich keinen Schlüssel mitgenommen habe und somit weder in mein Büro noch aus dem Haus gehen kann. Meine schlimmste Befürchtung stellt sich als Wahrheit heraus: Niemand ist mehr im Haus, alle Büros sowie beide Ein- und Ausgänge sind verschlossen, und ich habe auch zu keinem Telefon Zugang. Nur im Dachgeschoss gibt es einen Raum, der als Ausweich-Beratungszimmer genutzt und nicht abgeschlossen wird. In diesen Raum ziehen wir uns dann zurück. Ich bin völlig ratlos und immer wieder darum bemüht, Franzi meine Hilflosigkeit und aufsteigende Panik nicht zu zeigen. Sie hat sich aber in dem Raum gedanklich schon eingerichtet und findet die Idee, die Nacht hier zu verbringen, eher lustvoll als beängstigend. Schliesslich ringe ich mich dazu durch, aus dem Kellerfenster heraus in den Innenhof zu rufen in der Hoffnung, dass uns jemand hört. Vorher habe ich in einem anderen Kellerraum eine provisorische Toilette für Franzi eingerichtet und mir ernsthaft überlegt, wie wir die Nacht verbringen können. Wasser und die Reste unserer Pfannkuchen haben wir ja immerhin, und am nächsten Morgen werden meine Kolleginnen auftauchen und uns herauslassen. Nach geraumer Zeit hört aber ein Nachbar meine Rufe, reicht mir ein Handy durchs Kellergitter, damit ich telefonieren kann, und wir werden befreit.

Das bisher Beschriebene spielt sich im Verlaufe etwa eines Jahres ab. Gegen Ende dieser Zeit vereinbare ich mit Frau Eberli und dem Heimleiter, dass wir unsere Rede- und Spiel-Stunden noch ein Jahr weiterführen.

## **Interpretation**

Franziska ist durchaus ein Opfer im Sinne des Opferhilfe-Gesetzes: Sie ist selber geschlagen worden, und sie war über längere Zeit Zeugin von häuslicher Gewalt. Dieser Tatbestand der unmittelbaren Zeugenschaft fällt umso schwerer ins Gewicht, je jünger ein Kind ist und je grösser seine Abhängigkeit von den Protagonisten der Gewalttätigkeit. Bei Franziska trifft beides in hohem Masse zu: Sie erlebte physische und psychische Gewalt zwischen ihrer Mutter und deren Freund, seitdem sie ein Kleinkind war. Ausserdem lebte sie vermutlich lange Zeit am Rande der emotionalen und körperlichen Verwahrlosung.

Trotzdem ist die manifeste Gewalt für mich nicht die wichtigste Indikation, um Franziska in Soziotherapie zu nehmen. Vielmehr zähle ich sie zu jenen Kindern und Jugendlichen, die über einen längeren Zeitraum in einem prekären Mangelzustand oder einer „stabilen Instabilität“ voller latent bedrohlicher Unsicherheit leben und denen man, wie wir unter Kolleginnen manchmal etwas zynisch sagen, eigentlich nichts Besseres wünschen kann, als dass endlich etwas geschieht, was jemanden dazu bringt einzugreifen, und damit eine Änderung ihrer Lebenssituation erzwingt.

Das Katastrophale an Franziskas Situation ist paradoxerweise, wie gut sie sich mit ihrem Mangelzustand und der ständigen Bedrohung eingerichtet hat. Nun gehört zwar Resilienz, also die Fähigkeit, sich auch nach traumatischen Erlebnissen und unter widrigen Umständen gut zu entwickeln und ein erfülltes Leben zu führen, zu den grössten Stärken, die Menschen haben können (*Welter-Enderlin 2006, Petzold/Müller 2004*). In diesem Sinne könnte man zweifellos sagen, Franziska verfüge in nicht geringem Masse über das, was die Integrative Therapie Grundfähigkeiten des Menschen nennt: Ko-respondenz, kreatives Potential, Fähigkeit zu Exzentrität (Beispiel: ihre Vorstellung vom Leben mit der Mutter im Heim) und Fähigkeit zu Regression. Dennoch dünkt mich ihre Fähigkeit, sich mit dem Mangel einzurichten, deswegen so katastrophal, weil sie über so lange Zeit verhindert hat, dass der Mangel genügend sichtbar wurde – konkret: dass Franziska sich früher in einem Heim und einer Psychotherapie niederlassen konnte. Was ich vor mir habe, als ich Franziska kennenlerne, könnte man diagnostisch als Status nach Frühverwahrlosung bezeichnen und entwicklungspsychologisch auf eine Störung im Aufbau des Grundvertrauens zurückführen: Sie lebt wie auf kleiner Flamme, vorsichtig bis misstrauisch, ängstlich bis verschlossen, gewohnt, ihre Empfindungen, Phantasien und Gefühle zu verleugnen oder zumindest zu filtern, sich ihrer Umgebung, dem jeweiligen Netzwerk anzupassen. Verstärkt wurde ihre Tendenz zur Abkapselung im Laufe der Zeit durch eine grosse Zahl von Wechsellern, Abbrüchen, Zurückweisungen und Überrumpelungen.

So gesehen, scheint es mir im Rückblick erstaunlich, wie schnell und reich sich unsere Beziehung entwickelt hat und wie gut Franziska mich für sich benutzen, das Opferhilfehaus bewohnen, meine Angebote in eigene lebendige Aktivität umsetzen konnte. Dazu beigetragen hat sicher, dass wir die Therapie gerade noch vor ihrer Pubertät anfangen konnten: Als wir uns kennenlernen, ist Franziska noch ein Kind, zwar scheu und gewohnt, auf Distanz zu bleiben, aber dennoch nahe genug an ihren echten Wünschen, dass sie mir eine Chance gibt. Das, was ich wiederholt über die Abgrenzungsbedürfnisse von Jugendlichen geschrieben habe und was einige Zeit später auch bei ihr zu den Schwierigkeiten von früher dazugekommen wäre, bleibt uns erspart. Nach einem Jahr ist sie bereits deutlich körperlich weiter entwickelt, ihr Busen wird sichtbar, ihr Körper wird runder, weicher. Gemerkt habe ich diese körperliche Veränderung zuerst durch den unangenehmen Geruch, den sie plötzlich verströmte und der für mich völlig ungewohnt war. Diese leibliche Veränderung wird sicher ein wichtiges Thema des zweiten Jahres mit ihr sein.

Ebenfalls begünstigt wird unsere Therapie-Beziehung durch Franzis starkes Bedürfnis, um nicht zu sagen: Hunger nach Kontakt und Sicherheit. Dieser Hunger hat zum Glück unter der Oberfläche von Distanziertheit überlebt, ich nehme an, gestützt durch die grosse, wenn auch oft recht übergriffige Präsenz der Grosseltern – und vermutlich zeigen sich darin auch Spuren von guter früher mütterlicher Zuwendung jenseits von Gewalt und Verwahrlosung. (Nebenbei: Ich vermute einen Zusammenhang zwischen der Tendenz der Grosseltern zur Übergriffigkeit, die ich bei Gesprächen auch selber erlebe und erleide, und der Neigung der Mutter, sich abzukapseln; möglich, dass sie nie einen reiferen Weg gefunden hat, sich von ihren Eltern zu emanzipieren, und traurig, dass sich hier eine Generationen-übergreifende Geschichte abzeichnet.)

Dass sie ihre Gefühle so sehr verleugnet und ihre Mutter in Schutz nimmt, könnte man so deuten, dass Franzi gewohnt ist, im Sinne eines Falschen Selbst einen Kern von Ko-respondenz und Vertrauen in sich vor den äusseren Ereignissen und der inneren Enttäuschung und Wut zu schützen. Ich vermute, dass sie lieber sich selber die Schuld gibt an dem, was ihr passiert, und sich überlegt, was an ihr falsch ist, als dass sie Verrat am Ziel ihrer tiefsten Wünsche begeht. Möglicherweise lässt sich auf diesem Wege auch verstehen, warum Franzi so wenig spricht: Wäre es gewagt anzunehmen, dass sie sich hütet zu sprechen, weil sie dann Gefahr läuft, (im doppelten Sinne) etwas zu verraten? Wenn sie überhaupt von ihrer Mutter spricht, zeigt sie keinerlei Gemütsregung, wird jedoch zappelig, rutscht auf dem Stuhl herum, schaut mich nicht an.

Jedenfalls bewährt sich unsere Aufteilung der Therapiestunden in Rede- und Spielzeit; handelnd kann sie mir gefahrloser nahe kommen, mich sogar berühren, mit mir zusammen gemeinsame Projekte verfolgen. In diesem Sinne könnte man sagen, die Arbeit mit kreativen Medien diene nicht der Erlebnis-Aktivierung, wie sie im dritten Weg der Heilung und Förderung gemeint ist, sondern, indem ich ihr den Druck zu reden erspare, der Kontaktaufnahme und als Mittel der Nach-Beelterung.

Schon fast bildhaft schön realisiert sich das Konzept der Nach-Beelterung in der Keller-Situation: Franzi vertraut sich mir vollkommen an, schmiegt sich an die Sicherheit an, die ich ihr biete. Besonders berührt mich daran im Nachhinein, wie sehr ich mir diese Sicherheit in einer aussergewöhnlichen Situation selber zuerst erarbeiten, mich durch meine eigene Panik und Verlorenheit hindurcharbeiten musste. In diesem Sinne war die Szene im Keller für uns beide eine existenzielle Solidaritätserfahrung. Wie sehr wünschte man Franzi mehr solcher Erlebnisse, und wie traurig nimmt sich dagegen der Eskapismus, das unaufhörliche Fliehen ihrer Mutter aus der Realität in Drogen und Abwesenheit aus!

Bewusstseinsarbeit im Sinne des ersten Weges der Heilung und Förderung ist mit Franzi bisher nur wenig möglich, aber immerhin kann ich immer wieder stellvertretend für sie formulieren, was sie gegenüber ihrer Mutter fühlen könnte, aber nicht fühlen und formulieren kann, und lasse es mir auch durch ihre schweigende Ablehnung nicht nehmen. Ihre Gefühlsverleugnung verstehe ich mittlerweile so, dass Franzi ihre Verzweiflung ungedacht halten muss, damit sie nicht überwältigend wird. Ich hoffe, dass sie sich ihren Gefühlen in meinem Schutz weiter nähern kann; Zeichen in dieser Richtung gibt es etwa dann, wenn sie am Ende der Stunde, statt wegzugehen, unter der Türe noch etwas zu erzählen anfängt oder mich unwillkürlich-zufällig berührt.

Als eine ganz andere Art von Mitteilung lese ich nachgerade meine über lange Zeit immer wiederkehrenden Ohnmachtsgefühle, meinen Eindruck, nicht an Franzi heran zu kommen und nicht zu verstehen, was sie meint: Ich glaube, es ist ihre Art, mich

erleben zu lassen, wie es ist, wenn man nicht weiss, woran man mit dem Gegenüber ist – das, was sie mit ihrer ständig absprungbereiten und innerlich abwesenden Mutter erlebt haben muss. Kein Wunder, kann sie in der Schule nicht lernen und überhaupt erst langsam etwas Eigenes wollen: Wollen muss in ihrer Welt immer vom Absturz, vom Fallengelassen-Werden bedroht gewesen sein. Das beweist bis jetzt jede Abmachung mit der Mutter: Auf nichts ist Verlass, verrückterweise nicht einmal darauf, dass sie eine Abmachung *nicht* einhält. Dann ist es unmöglich zu vertrauen, aber auch unmöglich, sich abzufinden damit, dass es unmöglich ist zu vertrauen: Wut, Trauer, Vernarben, Abschied und Neuanfang sind ebenso unmöglich. Dieser Gedanke hilft mir zu verstehen, warum Franzi sich so zögerlich mit mir einlässt.

Gerade deshalb ist es aber nötig, der Aggression und der Trennungsbewegung in Franzis Leben einen weniger zerstörerischen Ort zu verschaffen, als ihre Mutter es kann. Ich versuche das im Kleinen, indem ich sie am Ende der Stunde pünktlich wegschicke oder indem ich im Standortgespräch öffentlich sage, dass sie in der Schule deshalb Probleme hat, weil sie nichts wollen kann – ich mute ihr etwas zu.

## 7. Abschliessende Überlegungen

Mit der Ankündigung, diese Arbeit als Abschluss meiner Soziotherapie-Ausbildung zu schreiben, stiess ich bei unserer Geschäftsleiterin auf Interesse. Sie war bereits sensibilisiert dafür, die Arbeit des kleinsten Fachbereichs unter dem Dach der Opferhilfe genauer zu betrachten. Für weitere Subventionsanträge bei den beiden Halbkantonen mussten im letzten Jahr alle Fachbereiche ihre Arbeit nach einem bestimmten Schema in Form von Prozessabläufen beschreiben. Dies war ein aufwändiges Unterfangen und stiess bei allen auf Missmut. Für uns triangel-Mitarbeiterinnen (meine Kollegin Daniela und mich) war es jedoch eine Gelegenheit, einmal detailliert zu schildern, was wir eigentlich machen - inwiefern wir einfach den Opferhilfe-Auftrag erfüllen und in welchen Bereichen wir darüber hinaus tätig werden (müssen). Für die Geschäftsleiterin und auch für die meisten unserer KollegInnen ist nicht wirklich nachvollziehbar, warum die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in vieler Hinsicht anders ist, anders sein *muss* als die Arbeit mit Erwachsenen. Unser Ziel im triangel ist es aber, zusätzliche Stellenprozente und eine Erweiterung unseres Auftrages zu bekommen, und dafür brauchen wir das Mittragen der andern. Die Begründung für unser Anliegen sollen wir anhand eines Konzeptes vorlegen.

Um dies leisten zu können, habe ich zwei Schritte getan: Ich bin erneut in eine vor langer Zeit gelernte Therapietheorie eingetaucht (nämlich die der IT) und habe mich mit neueren Erkenntnissen befasst; und vor allem habe ich mich intensiv mit einigen meiner länger dauernden soziotherapeutischen Begleitungen auseinandergesetzt und sie im Hinblick auf diese Arbeit noch einmal ausführlich mit einem Supervisor durchgesprochen. Dies zusammen hat es mir ermöglicht, ein Konzept mit einer Vision zu entwerfen. Ich kann jetzt besser beschreiben, was über den Opferhilfe-Rahmen hinaus zwingend nötig ist, damit wir unserem Auftrag, gewaltbetroffene Kinder und Jugendliche zu beraten und zu begleiten, wirklich gerecht werden können.

Ich wünsche mir, das weiterführen zu können, was sich im triangel in den letzten Jahren als Eigenheit einer kinder- und jugendgerechten Beratung und Begleitung herausgebildet und bewährt hat. Dafür muss jener Teil unserer Arbeit, der sich aus unserem Opferhilfe-Auftrag entwickelt hat, aber über ihn hinausgeht, neu definiert und strukturiert werden. Dieser Schritt macht es möglich, die kurativen und präventiven Aspekte der triangel-Arbeit gegenüber den reparativen auszuweiten.

Folgende Bereiche unserer Arbeit erfordern in Zukunft mehr Ressourcen und eine neue Organisationsform:

- *Längerfristige Betreuung* jener Jugendlichen, die ausdrücklich keine Psychotherapie machen wollen (jedenfalls zurzeit noch nicht) und derjenigen, die den Übergang zwar versucht, ihn aber nicht geschafft haben.
- *Beratung bei Verdacht* auf sexuelle Ausbeutung eines Kindes oder eines Jugendlichen. Ich habe im Laufe meiner langen Berufserfahrung gelernt, wie wichtig es ist, sorgfältig mit einem Verdacht umzugehen und keine voreiligen Schritte einzuleiten.
- *Beratung und Information für soziale Institutionen*, z.B. Schulen, Heime, Kindergärten dann, wenn bereits etwas vorgefallen ist, oder aber zur
- *Prävention*. Immer mehr Einrichtungen sind daran interessiert, Handlungsabläufe für den Moment zu erarbeiten, wo sexuelle Gewalt

vermutet wird oder erwiesen ist. Auch Aus- und Weiterbildungsstätten für SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, LehrerInnen, KleinkinderzieherInnen etc. sind zunehmend daran interessiert, Informationen über das Vorgehen bei sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen in ihren Lehrplan aufzunehmen.

Das OHG bietet für diese Weiterentwicklung genau den richtigen Rahmen. Es definiert, wer in den Genuss welcher Leistungen kommt, und bietet die Möglichkeit zu unentgeltlicher Beratung unter Schweigepflicht und zu finanzieller Unterstützung, wenn juristische und/oder psychotherapeutische Krisenintervention nötig ist. Ein Gewaltdelikt bietet den Jugendlichen oft die einzig gangbare Möglichkeit, sich Hilfe zu suchen und sie anzunehmen. Für sie ist es häufig am wichtigsten, sich auch ohne Wissen ihrer Eltern beraten zu lassen oder sogar längerfristige soziotherapeutische Begleitung in Anspruch zu nehmen. Ich habe bereits ausführlich beschrieben, dass erlebte Gewalt oft nur der Anlass dafür ist, sich endlich die Hilfe zu suchen, die schon lange nötig wäre.

Eine längerfristige Begleitung kann unter Umständen sogar Schlimmeres verhindern, z.B. Suizidversuche, Selbstverletzungen, erhöhten Drogenkonsum, den Ausbruch einer psychischen Erkrankung (z.B. wenn ich eine Jugendliche in die kinderpsychiatrische Poliklinik bringen muss, weil sie in der Beratung auf mich akut suizidal wirkt. Diese Intervention ist dann der Anlass für eine psychiatrische Abklärung und führt anschliessend meistens in eine Psychotherapie).

Es gibt keine Anzeichen dafür, dass Gewalt an Kindern und Jugendlichen in absehbarer Zeit abnehmen wird. Das heisst, die Arbeit im triangel und ihre gesellschaftliche Bedeutung werden nicht weniger werden. Deshalb hoffe ich, mit meinen Ausführungen deutlich gemacht zu haben, wie nötig eine Erweiterung unseres Auftrages ist, und bin gespannt auf die hieraus resultierenden Diskussionen mit der Geschäftsleiterin, dem Vorstand und VertreterInnen der beiden Halbkantone. Auch wenn der triangel wohl zu jenen Institutionen gehört, die *nie vollends aus der sogenannten Pionierphase herausgekommen sind, sondern in einer Pionierposition bleiben* (Petzold 2009, 279-280), braucht er *das heraklitesche Prinzip beständigen Wandels* (ebd.). Dazu möchte ich beitragen.

## **Zusammenfassung: Opferhilfe – unterwegs von der Information zur Therapie. Soziotherapeutische Arbeit mit Jugendlichen**

Ich beschreibe in meiner Graduationsarbeit meine soziotherapeutische Arbeit mit gewaltbetroffenen Jugendlichen in der Opferhilfe in Basel/CH auf der Grundlage der Integrativen Therapie. Im theoretischen Teil befasse ich mich mit den Aufgaben der Opferhilfe in der Schweiz und mit einigen Themen aus der Integrativen Therapie: Den vier Wegen der Heilung und Förderung, den fünf Säulen der Identität, Ko-respondenz und Leiblichkeit. Weiter skizziere ich den Prozess von der Begegnung zur Beziehung, Entwicklungsaspekte des Jugendalters und die social worlds. Der praktische Teil zeigt den konkreten Beratungsverlauf bei vier Jugendlichen, die ich über einen längeren Zeitraum soziotherapeutisch begleitet habe, gefolgt von ausführlichen Interpretationen. Zum Schluss gebe ich einen Einblick in meine Vision der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in der Opferhilfe.

### **Schlüsselwörter**

Soziotherapie  
Opferhilfe  
Adoleszenz  
Gewalt  
Beratung

## **Summary: Victim support - steps from information to therapy. Sociotherapy with adolescents.**

In my graduation thesis I describe my employment on the basis of the Integrative Therapy in the victim support organisation in Basel/Switzerland with teenagers who are victims of violence. In the theoretical chapter I attend to the tasks of the victim support in Switzerland and to some subjects of the Integrative Therapy: The Four Ways of Healing and Encouragement, the Five Pillars of Identity, Co-respondence, Corporeality. In an other chapter I refer to the process from the first meeting to the relation, aspects of the development of adolescents and the social worlds of teenagers. The second, practical part deals with the concrete process of counselling by means of four examples of long term sociotherapy, followed by detailed interpretations. In the final chapter I show my vision of the future work within the victim support.

### **Keywords**

sociotherapy  
victim support  
adolescence  
violence  
counselling

## 9 Literatur

- Bange, D., Enders, U.* (1997): Auch Indianer kennen Schmerz. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Feuling, M.* (2009): Objektwahlen. In: Adoleszenz und Sexualität. Arbeitshefte Kinderpsychoanalyse 43, 157 - 184. Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Flanders, S.* (2009): Was ist denn so traumatisch an der Adoleszenz? In: Adoleszenz und Sexualität. Arbeitshefte Kinderpsychoanalyse 43, 87 - 109. Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Petzold, H.G.* (1993): Integrative Therapie, Band 3: Klinische Praxeologie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Müller, L.* (2004): Integrative Kinder- und Jugendlichen-psychotherapie – Protektive Faktoren und Resilienzen in der diagnostischen und therapeutischen Praxis. Psychotherapie Forum 4, 185-196
- Petzold, H.G., Sieper, J.* (2008): Integrative Soziotherapie zwischen Sozialarbeit, Agogik und Psychotherapie. Zur Konnektivierung von Modellen der Hilfeleistung und Entwicklungsförderung für optimale Prozessbegleitung. In: Polyloge 19, 1 – 29. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen, Petzold + Sieper.
- Petzold, H.G.* (2009): Mit Jugendlichen auf dem WEG. In: Integrative Therapie, Heft 2/3, 277 – 369.
- Rahm, D.*, (1979): Gestaltberatung. Paderborn: Junfermann.
- Rahm, D., Otte, H.* et al. (1993): Einführung in die Integrative Therapie. Paderborn: Junfermann.
- Seiffge-Krenke, I.* (2009): Erwachsen? Noch lange nicht! Kindliche Entwicklung heute. In: Resch, F. u. Schulte-Markwort, M. (Hrsg.): Kindheit im digitalen Zeitalter. Kursbuch für integrative Kinder- und Jugendpsychotherapie, 62 -79. Weinheim: Beltz.
- Simmel, J. M.* (1975): Niemand ist eine Insel. München: Droemer Knaur.
- Welter-Enderlin, R., Hildebrand, B.* (2006): Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg: Auer.